

Cristina Perincioli

Die Frauen von Harrisburg oder »Wir lassen uns die Angst nicht ausreden«

Inhaltsverzeichnis

I. Die Frauen von Harrisburg

Chronik des Unfalls 4

»Du kannst es nicht sehen. Du kannst es nicht fühlen. Und es ist niemals vorbei«
Gespräch mit Kathy McCaughin in Bonn 5

»Was soll man mitnehmen für den Fall, daß man nie mehr zurückkommen kann?«
Gespräch mit Carol Shapiro in Harrisburg 9

Wie kam es zum Unfall auf Three Mile Island? 14

»Wir werden nie erfahren, wieviel wir abbekommen haben«
Gespräch mit Sandra Rineer 15

144000 auf der Flucht
Angaben zur Evakuierung 20

»Wenn sie das Werk wieder in Betrieb nehmen, dann ist für mich die Demokratie am Ende«
Gespräch mit Pat Street 21

»Die Männer betrachten den Widerstand als ziemlich hoffnungslos«
Gespräch mit Vicky B. 26

Körperliche Beschwerden während des Unfalls 28

»Anstatt die Natur unterwerfen zu wollen, verstehen wir Frauen uns als ein Teil von ihr«
Gespräch mit Barbara Light 28

»Mein Kind wird in Ordnung sein. Das war mein einziger Gedanke«
Gespräch mit Sharon, Ruth und Roger 30

Ist die Angst der Mütter berechtigt? 33

II. Vor der Atomkontrollbehörde

Sechs Monate nach dem Unfall 35

»Ich habe aus diesem Unfall gelernt, daß wir im Ernstfall keine Chance haben«
Nancy Prelisnik vor der Atomkontrollbehörde 36

»Beziehungen lösen sich auf, Freundschaften zerbrechen«
Gespräch mit Nancy Prelisnik 38

»Dieses Betonungeheuer hat hier, auf der guten alten Erde von Pennsylvania, keinen Platz«
Michelle Siewert vor der Atomkontrollbehörde 41

»Wir sind Geiseln unserer eigenen Regierung und einer Firma,
für die Profit wichtiger ist als die Menschen«
Louise Fleck vor der Atomkontrollbehörde 43

»Meine Unschuld, meine Vertrauensseligkeit das ist alles weg«
Paula Kinney vor der Atomkontrollbehörde 45

»Die Menschen in dieser Gegend werden nicht aufgeben, niemals«
Sandra Nevius vor der Atomkontrollbehörde 45

»Sie werden das Werk schließen müssen«
Gespräch mit Kathy McCaughin in Harrisburg 46

Anhang

Wie es weiterging 49

Kernschmelze 50

Weiterführende Literatur 53

Chronik des Unfalls

Mittwoch, 28. März 1979

4.00 Auf Three Mile Island (TMI) in Block 2 des Atomkraftwerks tritt der Störfall ein.

7.30 Der Reaktor steht unmittelbar vor der Kernschmelze.

In den Nachrichten heißt es, es sei alles unter Kontrolle.

Donnerstag, 29. März

Widersprüchliche Meldungen über die Gefährlichkeit des Unfalls.

Freitag, 30. März

6.00 Auf TMI wird einige Stunden lang radioaktives Kryptongas in die Luft abgelassen.

Die Bevölkerung wird nicht gewarnt.

10.00 Der Gouverneur von Pennsylvania beschließt die Evakuierung.

Schwangere Frauen und Kinder im Vorschulalter sollen die Fünf-Meilenzone rund um

TMI verlassen. Auf dieses Signal hin flüchten 144000 Menschen.

Samstag, 31. März

Eine riesige Wasserstoffblase hängt in der Reaktorkuppel und droht zu explodieren.

Nach etwa einer Woche verkleinert sie sich und verschwindet.

Montag, 9. April

Der Gouverneur hebt die Evakuierung wieder auf

Der Störfall ist nicht beendet. Die Wasserstoffblase verkleinert sich - die unmittelbare

Gefahr einer Kernschmelze ist abgewendet. Doch der Reaktor läuft weiter, weil die

Abschaltvorrichtungen weggeschmolzen sind.

Präsident Carter beauftragt die von Industrie und Behörden unabhängige Presidents

Commission mit der Untersuchung des Unfalls.

Mai 1979

Die Anti-Atomkraftgruppe TMI-Alert initiiert Bürgerinitiativen rund um das Kraftwerk, um die Schließung zu erreichen.

Frauen- und Kindermarsch nach Reading, zum Hauptsitz der Betreiberfirma Metropolitan Edison (Met Ed).

Met Ed beantragt die Wiederaufnahme des Betriebs in Block I des AKW, der durch den Unfall in Block 2 nicht beschädigt wurde.

15.-17. November 1979

Dazu veranstaltet die Atomkontrollbehörde (NRC) ein vorbereitendes Hearing in

Harrisburg, bei dem die Bewohner ihre Meinung zur Wiedereinbetriebnahme äußern

können.

»Du kannst es nicht sehen. Du kannst es nicht fühlen. Und es ist niemals vorbei«

Gespräch mit Kathy McCaughin in Bonn

Als beim Unfall auf Three Mile Island am 28.März 1979 die Kernschmelze ausblieb (wie wir 1979 meinten) glaubte ich – die hiesigen Zeitungen schrieben auch nichts anderes -, daß damit alles wieder gut sei und die Sache überstanden. Meine Phantasie reichte nicht weiter – bis ich ein halbes Jahr später Kathy McCaughin traf.

Sie war als Rednerin aus Harrisburg zur bundesweiten Anti-AKW-Demonstration am 13.10.79 in Bonn geladen worden. Die Dokumentarfilmgruppe Ruhr nahm die Gelegenheit wahr, mit Kathy ein Interview zu drehen und bat mich, dieses zu führen. Was Kathy erzählte, brachte uns furchtbar durcheinander; der Unfall erschien plötzlich in einem ganz anderen Licht.

Sie ist die Chefin der Abteilung Stadtsanierung in Harrisburg. Sie gehört zu den alten Kämpferinnen der Bürgerrechts- und Anti-Kriegsbewegung, womit sie – jedenfalls in einer Provinzstadt wie Harrisburg – bereits als Radikale gilt.

KATHY: Der Unfall begann ziemlich früh, so um zwei bis drei Uhr morgens. Das erste Mal, daß wir überhaupt eine Ahnung hatten, daß irgend etwas im Kraftwerk passiert war, war am Mittag, als sie die Arbeiter nach Hause schickten. Diese Nachricht verbreitete sich weiter durch die Frauen und Mütter der Arbeiter. So wußten wir also gegen Mittag, daß etwas passiert war. Am Abend gaben die Gesellschaft, der das Kraftwerk gehörte, und der Gouverneur von Pennsylvania bekannt, daß sich ein geringfügiger Unfall im Kraftwerk ereignet habe, aber alles sei total unter Kontrolle. Sie sagten uns nicht, daß sie mehrere Stunden lang während der vorangegangenen Nacht radioaktives Gas abgelassen hatten. Am folgenden Tag ist dann die Presse in Harrisburg eingefallen. Die besten Berichte über uns kamen aus Washington und New York - nicht von der Lokalpresse, die immer noch glaubte, was die Betreiber sagten. Die behaupteten noch den ganzen zweiten Tag hindurch, daß es keine Probleme gäbe. Erst am Morgen des dritten Tages um 11 Uhr riet der Gouverneur allen schwangeren Frauen und Vorschulkindern, die innerhalb von fünf Meilen um das Kraftwerk herum lebten, die Gegend zu verlassen.

Als ich dies hörte, rief ich einige Freunde an, die gute Verbindungen zu den Medien hatten. Da erfuhr ich, daß sie seit 6 Uhr morgens Gas abgelassen hatten. Es war eine «kontrollierte Freigabe, das bedeutet, daß sie das Gas absichtlich freiließen. Sie wußten also vorher, daß sie es tun würden, aber sie warnten uns nicht, daß wir in den Häusern bleiben sollten. Wir hatten herrliches Wetter, es war der erste warme Tag im Frühling. Die Kinder waren auf dem Weg zur Schule. Meine Tochter ist zwölf Sie hilft den kleineren Kindern beim Überqueren der Straße als Schülerlotsin. So stand sie während dieser Zeit voll kommen ungeschützt etwa zwei Stunden lang an einer Straßenecke. Ich werde das nie verzeihen können! Ich muß mit der Tatsache leben, meine Tochter muß damit leben, daß wir nicht wissen, was geschehen wird.

Ich weiß nicht, ob meine Tochter Kinder haben wird, ob sie überhaupt welche bekommen kann und ob diese Kinder dann auch gesund sein werden.

Meine beste Freundin, Sharon (siehe Interview S. 59) war acht Wochen schwanger. Sie ging am dritten Tag des Unfalls weg, zu spät. Wir müssen noch einen weiteren Monat abwarten, bis wir wissen, ob das Baby in Ordnung sein wird. Die Schwangerschaft wurde zu einem qualvollen Erlebnis für sie. Nach dem Unfall haben wir viel dar über gesprochen, was wir tun sollten, und ich werde nie vergessen, als sie schließlich sagte: Wir müssen uns entscheiden - entweder treibe ich jetzt ab oder wir

hören sofort auf, darüber zu sprechen. Ich kann nicht neun Monate damit leben, wenn unsere ganze Aufmerksamkeit sich darauf richtet. Ich weiß, daß sie sich jeden Tag Sorgen macht: Hat sie die richtige Entscheidung getroffen? Sie ist zweiunddreißig Jahre alt. Du kannst das Kinderkriegen nicht auf ewig hinausschieben . . . Das war die Art, wie es uns allen erging . . .

Ihr habt also am dritten Tag zu evakuieren begonnen?

KATHY: Niemand sagte uns, daß wir evakuieren sollten. Wir taten es von uns aus.

Aber die Regierung hatte doch angeordnet, daß die jüngeren Kinder und schwangere Frauen evakuieren sollten?

KATHY: Nur im Umkreis von fünf Meilen um das Kraftwerk. Die Leute gingen aber im Umkreis von fünfundzwanzig Meilen, und sie gingen von allein. Man hat es inzwischen berechnet: Achtzehn Millionen Dollar haben die Leute eingebüßt, die ihre Arbeit verließen. Viele wurden entlassen, weil sie evakuiert haben. Sie gingen einfach fort . . . Es ist schwer zu verstehen, wie es war. An dem Freitag, als ich zur Schule ging und mein Kind abholte, herrschte dort absolute Panik. Ich habe da sicherlich etwas sehr Schlimmes gemacht, aber das Leben von mir und meinem Kind war mir wichtig.

Was meinst du damit: Etwas Schlimmes gemacht haben?

KATHY: Eine schlimme Entscheidung für die anderen Leute. Es gab viele Kinder in der Schule meiner Tochter, deren Eltern nicht die Möglichkeit hatten, ihre Kinder aus der Schule zu holen, weil sie gefeuert worden wären, wenn sie ihren Arbeitsplatz verlassen hätten. Oder sie hatten kein Auto. Als ich in die Schule kam, zweifelten kleine Kinder daran, ob ihre Eltern sie denn nicht lieb haben. Ich konnte meine Arbeit verlassen - ich holte mein Kind. Die Kinder, die dableiben, weil ihre Eltern sie nicht holen konnten - das muß eine schreckliche Erfahrung für sie gewesen sein. Missy McCaughins Mutter liebt sie. Das liegt auf der Hand, denn sie ist gekommen und hat sie geholt. Warum kommt meine Mutter nicht?

Du meinst wirklich, daß Leute, die vielleicht für eine Woche weggefahren sind und dann zu ihrer Arbeit zurückkamen, einfach ihre Jobs verloren haben?

KATHY: So war es. Einige Leute haben ihre Arbeit verloren. Die meisten bekamen keinen Lohn, während sie weg waren. Selbst wenn ihnen noch Urlaub zustand, durften sie ihn nicht nehmen, weil sie ihn nicht rechtzeitig vorher eingereicht hatten. So entsteht die Gesamtsumme von 18 Millionen Dollar, die es uns gekostet hat. Ich glaube, daß es zwei Gründe gibt, warum wir nicht evakuiert worden sind. Erstens gab es keinen Plan. In Amerika haben wir ein wunderbares System um schwierige Probleme zu lösen: wir leugnen sie. Die Atomindustrie sagte, daß diese Art von Unfall nicht passieren könnte, so waren sie auch nicht verpflichtet, Vorsorge dafür zu treffen. Sie haben einige Schulbusse zusammengetrommelt. Für die Armen, die kein Auto hatten und keine Mittel aus eigener Kraft wegzukommen, haben sie einen Zug bereitgestellt, um sie mit der Bahn nach Philadelphia zu bringen. Nur laufen die Gleise direkt am Reaktor vorbei. Niemand von der Industrie fand das merkwürdig. Das hat sie überhaupt nicht gestört. Kannst du dir vorstellen, wie es auf dem Fernsehschirm ausgesehen hätte, wenn 500000 Menschen in ihre Autos einsteigen und wegfahren?! Wenn das auf Film festgehalten worden wäre, hätte es das Ende der Kernkraft bedeutet. Allein der Anblick von 500000 Menschen, die um ihr Leben fliehen, hätte ihr Ende bedeutet. Jetzt und sofort. Ich habe keinen Zweifel daran. Und die Entscheidung, nicht zu evakuieren, war eine Entscheidung der Habgier. Der Mann von der Atomkontrollbehörde kam hierher und bearbeitete den Unfall vom Standpunkt der Regierung aus. Vor zwei Wochen erklärte er: Wenn er damals gewußt hätte, was er jetzt weiß, hätte er die Evakuierung angeordnet. Es war aber sein Job, es damals zu wissen, und ich glaube, er wußte es auch damals.

Als wir überlegten, ob wir weggehen wollten, war das eine individuelle Entscheidung. Viele Menschen blieben, weil ihnen nicht gesagt wurde, daß sie gehen sollten. Der Mann, dessen Aufgabe es war, ihnen Bescheid zu sagen, erklärt nun, er hätte es wahrscheinlich sagen sollen, daß sie gehen sollten. Die Leute, die zurückblieben, haben es wie eine Tapferkeitsauszeichnung getragen: Wir sind geblieben. Dieser Stolz ist nun verfliegen.

Warum waren die Männer weniger bereit abzuweichen als die Frauen?

KATHY: Das liegt am Druck, unter dem die Männer stehen und den sie immer noch nicht losgeworden sind: Sie sind dazu bestimmt, die Beschützer zu sein. Wir haben immer noch dieses Klischee vom starken männlichen Geschlecht. Sie wollen nicht feige sein. Es gab große Probleme einige Wochen nach dem Unfall ... zwischen den Leuten, die gegangen waren, und denen, die dageblieben waren.

Gab es auch Familien, wo die Mutter gehen wollte und die Väter nicht?

KATHY: Ja, das war wahrscheinlich eines der schwierigsten Probleme. Das hat die Familienbeziehungen sehr belastet, daß die Frauen gehen und die Männer bleiben wollten. Bei einigen ging die Frau tatsächlich und ließ ihren Mann zurück, damit er stark und tapfer sein konnte. Als sie zurückkam, gab es einen Bruch in der Familie. Dasselbe geschah auch bei den Frauen, die gehen wollten, aber nicht gingen, weil der Mann nein gesagt hatte.

Niemand starb in Three Mile Island. Wir wissen nicht, und wir werden es nicht wissen, was wirklich passiert ist. Während der zwei schlimmsten Zeiten, wo sie das Gas freigelassen haben, haben sie nicht gemessen, wie viel freigelassen wurde. So wissen wir nicht, ob es einen Toten oder zehntausend Tote geben wird. Wir werden es nur in zwanzig Jahren erfahren, wenn die Krebsrate und die Leukämierate in dieser Gegend sich verdoppelt haben. Oder wenn Kinder, die heute Kinder sind, als Erwachsene beginnen, Kinder mit schwerwiegenden Geburtsschäden zur Welt zu bringen. So werden wir es erfahren.

Die Kamerateams sind wieder weg, die Weltpresse ist wieder zu Hause. Aber jeden Morgen, wenn ich aus dem Bett steige, weiß ich, daß ich es nicht wissen werde, was immer mir passiert ist. Die Angst ist bei uns allen groß, sie ist etwas, womit wir zu leben lernen, weil wir keine andere Wahl haben. Das ist das Schreckliche an dieser Art von Unfall. Du kannst es nicht sehen, du kannst es nicht fühlen und es ist niemals vorbei.

Wie meinst du: es ist niemals vorbei?

KATHY: Für mich wird es in meinem ganzen Leben nie vorbei sein. Ich werde mich jeden Tag in meinem Leben fragen, ob ich morgen Krebs kriege... Wenn ich es bis zur Zwanzig-Jahre-Grenze schaffe, werde ich sagen: Nun, vielleicht geht es langsamer, vielleicht sind es bei mir einundzwanzig Jahre.

Haben sie die Leute entschädigt, die evakuieren mußten?

KATHY: Nein, die einzigen, die für die Evakuierung Geld bekamen, waren schwangere Frauen und Vorschulkinder, die innerhalb von fünf Meilen um das Werk wohnten, und sie bekamen nur ihre Unkosten, es gab keine Abfindungen. Aber wenn dein Kind sechs Jahre alt war oder du wohntest sechs Meilen vom Kraftwerk, dann hättest du bleiben sollen und es erdulden.

Kurz nach dem Unfall haben wir einen Ausdruck geprägt: »nuclear Macho«, eine Art männliches Durchhaltesyndrom - das bedeutet, daß die Männer in der Gegend nach dem Unfall ernste Schwierigkeiten hatten, da ihre traditionelle Rolle als Beschützer von Hof und Heim und von Kind und Frau ihnen abgenommen wurde. Und noch dazu durch etwas, das man nicht sehen konnte, nicht schmecken konnte, nicht berühren konnte. Es war eine Situation, die völlig außerhalb ihrer Kontrolle lag. Sie konnten nicht dagegen ankämpfen; sie trugen auch keine Narben, die beweisen könnten, daß sie irgend etwas

durchgemacht hätten. Das Ergebnis war ein deutlicher Anstieg von Beklemmungsanfällen bei den Männern. Sie wurden fast hilflos, sie gerieten derart in Panik durch die Angst.

Lange nach dem Unfall?

KATHY: Die meisten psychologischen Folgeerscheinungen zeigten sich erst etwa einen Monat nach dem Unfall. Ich bin überzeugt, daß wir alle direkt danach in einem Schockzustand waren, aber die Frauen zeigten ihre Gefühle viel stärker als die Männer; erst allmählich zeigte sich, daß immer mehr Männer wegen ihrer traumatischen Angstzustände ärztliche Hilfe in Anspruch nahmen.

Der Unfall war nur mittelbar dafür verantwortlich. Der unmittelbare Grund lag in ihrer Unfähigkeit, damit fertig zu werden, daß etwas geschah, das mächtiger war als sie; das sie hinderte, ihre Familie, ihre Frauen, ihre Kinder, ihr Zuhause zu beschützen. Wir versuchen nun, diese Ängste in eine Wut zu verwandeln, die uns helfen kann, die Betriebe stillzulegen.

Mir macht es nichts aus zuzugeben, daß ich Angst habe oder daß ich wütend bin, aber die Männer fühlten, daß sie die Verantwortung hatten, uns zu beschützen. Dabei gab es gar nichts Konkretes, wogegen man sich schützen konnte. Wenn die Betreiber und die Regierung dich anlügen und dir nicht einmal die Informationen geben, die du brauchst, kannst du nichts machen. Eines Tages wachst du auf und hörst den bundesweiten Nachrichtensprecher erzählen, daß du gerade die schlimmste atomare Katastrophe der Geschichte durchlebst, und du wußtest es nicht. Deine Regierung hatte dir gesagt, daß alles in Ordnung wäre.

Ich glaube, daß fast jeder, der in der Nähe von Three Mile Island wohnt, unter irgendeiner Art von Stress leidet. Wir bemühen uns, wir kämpfen sehr hart darum, daß der psychologische Stress als eines unserer Hauptargumente gegen die Wiederinbetriebnahme zugelassen wird. Die Leute würden ernsthaft psychologische Schäden davontragen, falls der Betrieb auf der Insel wieder aufgenommen wird. Wegen dieser Frage kamen Frauen in die Bewegung, die niemals vorher dagewesen waren. Frauen scheinen das Bedürfnis zu haben, das hinaus zu bringen, was in uns eingeschlossen worden ist und wirklich aus vollem Hals zu schreien: Nie mehr! Ihr werdet das mit uns nicht machen, ihr werdet das mit unseren Kindern nicht machen und auch nicht mit zukünftigen Kindern!

Deshalb waren wir auch die ersten, die sichtbar auf den Unfall reagiert haben und die Kundgebung organisierten. Das war Therapie im wahrsten Sinne des Wortes. Wir mußten das tun. Der Frauen- und Kindermarsch wurde allein von den Frauen organisiert. Fünftausend Menschen gingen nach Reading zum Hauptsitz der Gesellschaft, der das Kraftwerk gehört. Viele Menschen merkten zum erstenmal in ihrem Leben, daß die Regierung nicht alle Antworten kennt, daß die Experten nicht immer wissen, was sie tun. Es war eine vernichtende Erfahrung für sie. Frauen und Kinder sind am meisten betroffen von der Radioaktivität.

Warum mehr Frauen als Männer?

KATHY: Anscheinend sind die Fortpflanzungsorgane am empfindlichsten gegen Radioaktivität. Die Fortpflanzungsorgane der Frauen scheinen sogar noch empfindlicher zu sein als die der Männer, und Kinder natürlich am empfindlichsten. Atomkraft ist etwas, über das sich jeder Sorgen machen muß, aber in vielerlei Hinsicht ist es eine Frauenfrage.

Glaubst du, daß Atomkraft eine typisch männliche Erfindung ist.

KATHY: Es sind die Wissenschaftler, nicht die Männer. Sie neigen dazu, sich zu isolieren und kümmern sich nicht um die Menschheit im weitesten Sinn. Sie können fasziniert werden von einer Aufgabe und von ihren Erfolgen bei der Lösung der Aufgabe. Bei den Politikern ist es etwas ganz anderes. Die Politiker tun alles, damit sie weiterhin Politiker sein können. Ich glaube nicht, daß sie sich für die Menschheit interessieren. Sie

sind nur an sich selber interessiert. Das hat dann in der Tat damit zu tun, daß sie Männer sind.

Das meinte ich vorhin: Weil sie sich nicht von Kindern und anderen Lebenszusammenhängen stören lassen, empfinden sie mittlerweile auch viel weniger Verantwortung gegenüber Menschen als gegenüber technischen Problemen. Technik fasziniert sie, und sie erfinden einfach alles, was möglich ist, egal ob es einen Sinn hat für die Gesellschaft.

KATHY: Wenn du es so darlegst, bin ich deiner Meinung. Es liegt daran, daß die Technik ihnen Erfolge verschafft, die meßbar und sichtbar sind, die Geld einbringen. Das sind alles konkrete Dinge. Frauen ziehen ihre Befriedigung aus ihren Beziehungen zu Menschen, aus Gefühlen. Männer sind - aus welchem Grund auch immer - von dieser Art Gefühle isoliert.

«Was soll man mitnehmen für den Fall, daß man nie mehr zurückkommen kann?»

Gespräch mit Carol Shapiro in Harrisburg

Bald nach diesem Gespräch mit Kathy flog ich nach Amerika; von New York ging es mit dem Zug nach Philadelphia und von dort nach Westen noch einmal zwei Stunden landeinwärts durch eine englisch anmutende hügelige Landschaft.

Wenn man in Harrisburg aus dem Bahnhof tritt, steht man gleich vor einigen Wolkenkratzern. Es sind aber nur wenige; der Rest der Stadt ist zweistöckig gebaut. Dort ist das Büro von Three Mile Island Alert, der Anti-AKW-Gruppe von Harrisburg, und dort wohnen auch Kathy Chamberlin und Maureen Yablonski, die mich bei sich aufnehmen.

Die Häuser sind wunderschön, in der Bauweise des 19. Jahrhunderts. Jedes hat einen kleinen Garten und eine Veranda zur Straße und eine zum Garten hin. Pfosten und Holzverzierungen sind weiss gestrichen, die Wände bei jedem Haus in einer anderen zarten Farbe.

Hier im alten Teil von Harrisburg wohnen zum grössten Teil Schwarze, viele Häuser stehen jetzt leer oder sind ausgebrannt. Denn als die weissen Familien die Häuser verliessen, um draussen vor der Stadt zu leben, haben sie sich nicht einmal die Mühe gemacht, das alte zu verkaufen. Jetzt bei steigenden Benzinpreisen, wollen sie wieder zurück in die Stadt, um sich die langen Anfahrtswege zu sparen.

Überall höre ich von massiven Eheproblemen und Scheidungen als Folge des Unfalls; in den Gesprächen selbst äusserten sich die meisten Frauen sehr vorsichtig. Am Beispiel von Carol wurde mir das besonders deutlich.

Sie ist die erste Frau, die ich in Harrisburg befragte. Carols Schwierigkeiten mit ihrem Mann sind ein Beispiel für das, was mich in Bonn zu interessieren begonnen hatte: die unterschiedlichen Reaktionen von Frauen und Männern auf den Unfall und die daraus resultierenden Spannungen.

Carol ist eine »Pennsylvania Dutch«, also deutscher Abstammung, und sie sieht mit ihren blauen Augen, blonden Haaren und der rosigen Gesichtsfarbe auch ganz so aus. Hinter dem treuherzig erscheinenden Äußeren aber stecken Witz, ein kritischer Blick und vor allem Selbstironie.

Am Mittwoch und am Donnerstag schrieben die Zeitungen, daß geringe Mengen von Radioaktivität aus dem Werk entweichen. Eine Pumpe sei ausgefallen. Ich nahm an, wenn eine Pumpe ausfällt, würde das Problem auf das Werk beschränkt bleiben, sie würden dann eben ein neues Teil besorgen, es reparieren oder die Anlage anhalten. Wie in der Autoindustrie; wenn dort ein Kran ausfällt, bringt das nicht gleich hunderttausend Menschen um. Ich hatte also keine Ahnung, daß die Zeitungsnachricht mich betraf.

Der Gouverneur von Pennsylvania schickt seinen Sohn in eine Privatschule, die nur einen Häuserblock von meinem Arbeitsplatz, einer Versicherungsgesellschaft, liegt. Als wir an diesem Freitagmorgen zum Fenster rausguckten, sahen wir, wie eine Limousine dort vorfuhr und ein Leibwächter das Kind aus der Schule holte.

Unsere Personalabteilung rief daraufhin das Büro des Gouverneurs an, die sagten: Alles okay. - Sie wußten, wenn die Leute jetzt losrennen, dann sind die Straßen sofort blockiert. So zogen sie es vor, uns nichts zu sagen. Wir arbeiteten also weiter. Und in der Zwischenzeit brachte der Gouverneur seinen Sohn in Sicherheit. Mein Mann ist Abteilungsleiter im selben Haus; eine Frau aus seiner Abteilung hat ein Verhältnis mit einem FBI-Typen. Der rief sie an und sagte in ganz ruhigen Ton: «Du wirst dich jetzt gleich in deinen Wagen setzen und geradewegs bis hierher fahren. Wir werden dann eine Reise nach Florida machen.» Sie hielt das für eine besonders aparte Art, ihr Anträge zu machen. «Nein», sagte er, «du wirst das jetzt gleich tun». Der hatte in Washington offensichtlich einen Hinweis erhalten.

Mein Mann und ich verließen die Arbeit; wir hatten allerdings die Auflage, dies unbemerkt zu tun - ich sollte die Arbeit auf dem Schreibtisch liegen lassen und einfach aufstehen und verschwinden. Im Fahrstuhl trafen wir die anderen; alle Leute aus dem Management, die schienen sich mehr Sorgen zu machen um ihr Leben als um ihren Arbeitsplatz, während die gewöhnlichen Angestellten sich nicht trauten zu gehen.

Als nächstes holten wir unsere Kinder aus den Schulen ab. Man hatte den Kindern wegen des radioaktiven Fall-out verboten, nach draußen zu gehen und hatte Fenster und Türen verschlossen. Drinnen rannten die Kinder weinend und schreiend durchs Gebäude, betranken sich, kiffen und nahmen jede Droge, die sie kriegen konnten. Sie waren außer sich, total hysterisch. Als ich dort ankam, warteten schon zehn Eltern; ihre Kinder wurden über Lautsprecher ausgerufen.

Die anderen versuchten, ihre Eltern zu Hause oder auf der Arbeit anzurufen, damit sie sie abholten. Sie versuchten, sich in der Schlange vor dem Telefon nach vorne zu kaufen, ein Mädchen bot zehn Dollar, um von Platz dreißig auf Platz zwei zu kommen. Kinder bettelten uns an: «Bitte, sagen Sie doch, Sie seien meine Mutter und wollten mich holen. Ich will nach Hause!»

Im Radio hatten sie gesagt, wir sollten in den Häusern bleiben, aber warum eigentlich? Wenn Radioaktivität meterdicke Wände durchdringen kann, dann wird sie wohl auch durch meine Glastür und auch durch meine Aluminiumwände reinkommen. Ich glaube, sie wollten uns in unseren Häusern haben, damit sie wissen, welche Leiche zu welchem Haus gehört und sie den Überblick behalten.

Wir wollten Richtung Norden nach Reading, siebzig Meilen weit, zu den Verwandten meines Mannes, um dann eventuell mit ihnen nach Kanada zu flüchten. Meine Eltern leben nur zehn Meilen von Reading entfernt, und ich wollte sie, wenn wir schon so nahe sind, auch nach Kanada mitnehmen. Mein Mann und ich bekamen einen furchtbaren Streit darüber. Er meinte, wir seien es den Kindern schuldig, geradewegs nach Norden weiterzufahren. Aber da wurde ich stur: Meine Mutter und ich, wir verstehen uns nicht mal, aber ich kann den Gedanken nicht ertragen, sie im Stich zu lassen. Mein Mann sagte: bis du sie geholt hast, wird es schon zu spät sein. Und ich sagte: Ich tue, was ich tun muß, das ist besser als irgendwo in Kanada zu sitzen und zu sagen, wir sind zwar gerettet, allerdings meine Eltern werden grad gebraten dort unten.

Es werden zu viele Menschen unterwegs sein, sagte er. Wir wußten ja auch kein Hotel in Kanada, wo wir uns dann nach zwei Tagen - er mit seiner Familie und ich mit meiner wieder hätten treffen können. Wir fanden keinen Weg, wie wir unsere Familien wieder hätten zusammenbringen können. Wir waren so wütend, daß wir überhaupt nicht dazu kamen zu überlegen, was wir packen sollten. Aber mein Sohn, mein zehnjähriger, hatte sich hingesetzt und in der Zwischenzeit eine Liste gemacht: Eine Taschenlampe, falls der Strom wegbleiben sollte, Trinkwasser, einen Benzinkanister. Dann half er meinem Mann den Wagen laden, zeigte ihm, wie er mehr Koffer reinkriegt, dachte noch daran, Kissen mitzunehmen etc. Ich hatte ihn noch nie so erlebt, er funktionierte besser als der Krisenstab im Kraftwerk unten. Er hatte keine Angst. Ein paarmal fing er an zu zittern, weinte ein bißchen, aber dann zuckte er die Schultern «Das hilft jetzt auch nichts», und machte weiter.

Ich hatte geglaubt, daß es für den Jungen besonders schlimm sein würde, aber so wie's aussieht, hatte es sogar eine gute Wirkung. Es hat ihm geholfen - falls eine Notsituation überhaupt jemandem helfen kann -, als fiel ein Groschen. Die psychischen Probleme, die er vorher hatte, haben sich gebessert. Allerdings hat er noch Alpträume, aber das ist eine andere Sache.

Freitagnachmittag fuhren wir zu den Verwandten meines Mannes nach Reading; dort klebten wir vorm Fernseher, und mein Schwager hielt uns einen Vortrag darüber, wie sicher und notwendig Atomenergie sei und wie kindisch wir wären, einfach abzuhaufen. Er wußte allerdings auch nicht mehr, als das, was er aus dem Fernsehen hatte.

Samstagabend schließlich fuhren wir zurück, wir fanden nun auch, daß wir übereilt gehandelt hatten, es ist ja nichts hochgegangen. Außerdem befürchteten wir, daß man uns in der Zwischenzeit die Wohnung ausrauben würde, wir wohnen in einem wohlhabenden Viertel, welches auch fast vollständig verlassen war.

Die Nacht verbrachten wir reihum in Vier-Stunden-Schichten am Radio - wieder so eine Idee von meinem Sohn. Der Sonntag war sehr ruhig, in der ganzen Nachbarschaft war kaum noch eine Menschenseele anzutreffen, zwei oder drei Familien waren geblieben, bezeichnenderweise alle ehemalige Militärs. «Armee-Angehörige laufen nicht weg», das ist bei denen so einprogrammiert. Ich hab sie alle besucht an dem Tag, und der eine Mann sagte mir, er sei in Deutschland gewesen während des Krieges, er habe den Bombenkrieg überlebt, da könne ihm das auch nichts anhaben.

Seine Tochter aber - sie ist die Freundin meiner Tochter, sie sind beide fünfzehn, sie war hysterisch, sie wollte raus. Ihr Vater sagte nur: So ist das eben, so ist das eben. Also mußte auch sie bleiben.

Bei den anderen Familien war es ebenso, die Kinder mußten bleiben.

Sonntag abend um neun kommt also eine dieser Offiziersfrauen, so eine Betriebsnudel - ich kann sie nicht ausstehen - an unsere Tür: Sie habe hier Anweisungen für den Fall einer Evakuierung. Irgend ein Offizieller, den sie kannte, hatte die Zettel bei ihr rumgebracht und nun sollte sie die an die verbliebenen Nachbarn verteilen. Und das am Sonntagabend um neun! Also vermuteten wir, daß es noch in dieser Nacht losgehen könnte.

Nur Decken und Kissen sollte man mitbringen, keine Kleider, denn wenn es soweit wäre, müßte es sehr schnell gehen. Dann stand genau drin, welche Straße wir benutzen sollten. Anderthalb Meilen von unserem Haus ist eine Autobahn, zwei Fahrbahnen gehen nach Osten, zwei nach Westen. Nun sollten alle vier Fahrspuren nach Osten gehen. Ich wohne aber westlich von Three Mile Island (TMI), wenn ich nun auf die Autobahn wollte, mußte ich zwangsläufig nach Osten, und zwar bis auf eine Viertelmeile nahe ans Atomkraftwerk heran - die Autobahn geht direkt dran vorbei. Warum durften wir nicht nach Westen?

Unten auf dem Papier stand eine Telefonnummer, dort riefen wir an. Wir wollen nach Norden, sagten wir, zu unseren Verwandten. Das geht nicht, sagten die, denn alle Straßen werden dann nach einem einzigen bestimmten Plan befahren werden können, alle werden nach New York führen, sie werden nirgends nach Norden abzweigen können.

Am unteren Rand stand noch: «Mit Gottes Hilfe werden wir diese Krise überstehen!» Das ist ja wunderbar, sagte ich mir, ein Evakuierungsplan, wo unten steht «Mit Gottes Hilfe» - dann gehen wir doch lieber gleich. Ich werde hier nicht rumsitzen, bis sie dann vielleicht um drei Uhr nachts die Evakuierung anordnen und uns dann erstmal zum Kraftwerk runterschicken - ohne mich! Sonntagnacht packten wir also unsere Sachen noch einmal und fuhren wieder nach Reading.

Beim Packen wurde mir die Lage erst richtig klar: Was soll man mitnehmen für den Fall, daß man nie mehr zurückkommen kann? Ich packte die Kasette mit den Zeugnissen von meinem Mann ein. Ich gab mir Mühe, das Problem ganz logisch anzugehen; aber ich sehe mich noch im Schlafzimmer stehen und ratlos die Dinge dort betrachten. Schließlich entschloß ich mich für eine kleine Jesusfigur, die ich als Kind von meiner Oma bekommen hatte. Da kam mein Mann dazu, was machst du denn hier? Nun, ich weiß auch nicht. Dann fragte meine Tochter, ob sie ihren Föhn und die Lockenwickler einpacken solle. «Warum denn gerade das?! Das ist ja wirklich blöde!» - «Warum, ich benutze sie doch jeden Tag!» - «Nun, ich dachte bloß, so was gibt's, ja woanders auch noch.» Und ich zerbreche mit den Kopf wegen einer kleinen Statue . . .

Ich war entsetzt, daß mein Mann unsere Katze nicht mitnehmen wollte. Wir ließen sie dort, weil die Nachbarstochter versprochen hatte, sie zu füttern. Es war die Offizierstochter, die nicht weg durfte. «Ihr habt's, gut», sagte sie immer wieder zu meiner Tochter: Falls du hier lebend rauskommst, schreib auf, daß ich gehen wollte und mein verbohrt Vater es mir nicht erlaubt hat».

Übrigens, während des Unfalls ging der Umsatz in die Höhe. Mittwoch, Donnerstag, Freitag und Samstag wurde im ganzen Gebiet gekauft wie wahnsinnig: die Geschäfte machten unvorstellbare Profite. Der Sohn einer Bekannten ging los und hat sich für 800 Dollar neu eingekleidet Er hatte sich gedacht: wenn dann das Ding losgeht und alles evakuiert würde, bekäme er auch nie eine Rechnung für diese Einkäufe. Oder Leute, die sich ihr Leben lang einen Nerzmantel gewünscht hatten, kauften ihn jetzt. Wer weiß, wie bald ich sterben muß, vielleicht bekomme ich Krebs und dann ist es zu spät. Auch Autokäufe stiegen an. Sie machten das beste Geschäft aller Zeiten mitten in der Krise.

Nach dem Unfall suchte ich eine Möglichkeit, meine Gefühle zu verarbeiten, zu verstehen, was geschehen war.

Vor dem Capitol in Harrisburg gab es dann die erste Demonstration mit Flugblättern, Fahnen und Plakaten; aber das war nicht das richtige für mich, ich bin doch kein Demonstrant, dachte ich.

Ich schrieb an Jane Fonda. Ich fragte sie, ob sie mir eine Gruppe empfehlen könne, die weder kommunistisch ist noch aus lauter Hippies besteht - also, eine Organisation, wo Leute, die sich Sorgen machen und Einfluß auf die Gesetzgebung ausüben wollen, hingehen können, eine, wo ich nicht Gefahr laufe, wegen Waffenschmuggels verhaftet zu werden!

Ich bekam dann die Antwort, ich sollte es mal bei «TMI-Alert» versuchen, die Anti-Atomkraft-Bürgerinitiative in Harrisburg. Ich sah sie mir also an. Ihr Büro war schäbig eingerichtet, in der Kasse waren nie mehr als 50 Dollar, also wurden sie nicht von außerhalb finanziert. Es sah ganz so aus, als seien sie ein Haufen netter Leute, die dieselben Probleme hatten wie ich, und da hab ich mich an die Arbeit gemacht, und so wurde ich auch ein «Hippie-Protestierer» auf meine alten Tage.

Als ich an Jane Fonda schrieb, meinte mein Mann, so was Blödes habe er noch nie erlebt, und als ich dann die Gruppe gefunden hatte, war er entsetzt. Das ist ja lächerlich, meinte er, du benimmst dich wie ein Hippie. Wir hatten viel Streit. Er wollte sich nicht einlassen. Seine Meinung war, daß es nur an diesem Kraftwerk gelegen habe: Dieses eine Kraftwerk war schlecht geführt worden, die Techniker waren ungenügend ausgebildet worden, jemand hatte ein Ventil offen gelassen, das war der Fehler gewesen. Aber dann fand man allein schon im intakten Reaktor daneben 42 Fehler, sie arbeiten mit defekten Teilen, und sie haben Luftblasen im Fundament.

Zum Frauen- und Kinder-Marsch nach Reading kam mein Mann mit, er wollte sich das doch mal ansehen. Da traf er einen Kollegen, der die Ballons für die Kinder aufblies, der bat ihn, ihm dabei zu helfen, mit Ach und Krach ließ er sich dazu herab, dann half er sie zu verteilen, und als ich mich umdreh und gucke, wo er steckt, trägt er schon das Frauen- und Kinder-Marsch-T-Shirt, läuft herum, dirigiert die Massen und benimmt sich, als gehöre ihm der ganze Laden. Was ist denn mit dir los, frag ich. Das ist prima organisiert hier, das scheinen wirklich nette Leute zu sein hier, und sie haben was zu sagen. Er fing an zuzuhören, und jetzt liest er auch das Info-Blatt von TMI-Alert, obwohl er kein Mitglied ist, und vertritt deren Standpunkt an seinem Arbeitsplatz. Er mußte einfach erst sicher sein, daß diese Gruppe in Ordnung ist. Es fällt den Menschen hier sehr schwer, gegen etwas Front zu machen, was die Regierung für gut erklärt hat, man hat Angst, gleich als Radikaler angesehen zu werden.

Einige in der Gruppe sind ganz und gar gegen Atomenergie, andere - wie ich - finden, daß Kernenergie vielleicht wirklich eine gute Idee ist, nur jetzt noch nicht. Erst müßten sie eine hundertprozentig sichere Lösung finden für all die radioaktiven Abfälle und Nebenprodukte; etwa so, daß zum Schluß hinten lauter Blumen und Bäume rauskommen, dann bin auch ich für Kernenergie. Aber ich denke, es wird noch dreißig bis fünfzig Jahre dauern, bis das soweit ist.

Bei einem melt-down hätten wir alles verloren; zwar wären die Häuser intakt geblieben und in der Natur hätten die Pflanzen einen ungeheuren Auftrieb gehabt, es wäre sehr grün gewesen und hätte überall geblüht, das wäre aber dann zusammengefallen und abgestorben, die Landschaft wäre braun geworden, es hätte dann fortan ausgesehen wie im Winter. Die Häuser würden dann wohl mit der Zeit zusammenfallen, der Wind würde durch sie hindurchblasen und die toten Büsche vor sich herjagen, na ja, Geisterstädte, wie wir sie aus dem Kino kennen. Das Gebiet könnte man wahrscheinlich erst in etwa 200 Jahren wieder betreten.

Früher, wenn der Präsident sagte, Kernenergie ist gut, dann hab ich das geglaubt. Jetzt bin ich wahnsinnig mißtrauisch geworden. Wenn ich nicht schon Kinder hätte, würde ich jetzt bestimmt keine mehr bekommen. Ich bin nicht gewillt, Kinder in eine Welt zu setzen, die sich selber umbringt.

Das Flugblätterverteilen, das war ja so unangenehm! Man hat mich an zwei Orten rausgeschmissen. Ich hatte übernommen, mein Viertel über den bevorstehenden Frauen- und Kinder-Marsch nach Reading zu informieren. Ich hatte also bei der Bank angerufen und die Erlaubnis erhalten, in ihrer Schalterhalle die Flugblätter auszulegen. Ich packte also mein Zeug dahin und wollte rausgehen - da begann jemand zu schreien; «das ist ja subversives Zeug. Wer hat ihnen das überhaupt erlaubt?» - «Ich hab vorher angerufen», sag ich. «Bei uns wird so was nicht verteilt, Kernenergie ist sicher.» Sie fing an, sich ganz schrecklich aufzuspielen. «Entschuldigen Sie mal», sag ich, «kann ich mal Ihren Chef sprechen?» Da sagt sie, das bin ich selbst. Ich bin fast gestorben. «So und nun machen Sie, daß Sie mit diesem subversiven kommunistischen Zeug hier rauskommen.» Die ganze Schalterhalle starrte mich an - und das ist auch noch die Bank gerade gegenüber von meinem Arbeitsplatz. Ich kroch förmlich durch die Tür!

Nun ging ich also zum Supermarkt; «kann ich diese Flugblätter hier hinlegen?» - «Aber natürlich!» Also deponierte ich meinen Stapel, da kam ein Typ um die Ecke, der Manager, und ruft: «Ich will Ihnen eins sagen, Sie gehören einer subversiven Gruppe an» ...und fing an zu toben. Ich nahm die Flugblätter und versuchte durch die Tür zu kommen, aber er folgte mir und schrie mich immer weiter an, folgte mir die Straße runter fast bis zur nächsten Ecke. In meinem ganzen Leben habe ich mich noch nie so geschämt.

Ich ließ mir also was anderes einfallen; ich nahm unseren alten Wagen - er ist schon ganz verbeult und verrostet - und zwei große Papptafeln und schrieb darauf: Frauen- und Kinder-Marsch nach Reading und wann und wo. Damit fuhr ich nun jede Straße ab, parkte ihn vor dem Einkaufszentrum, einen Stapel Flugblätter legte ich dazu. Meine Tochter genierte sich, mit mir in diesem Wagen herumzufahren. Sie fand, ich würde langsam etwas komisch. Mein Sohn hatte Spaß dran, ihm gefiel das. Ihn habe ich auch eingesetzt beim Verteilen, denn wenn die Leute das Flugblatt von so einem süßen kleinen Jungen kriegen, dann gucken sie erst mal drauf, bevor sie es zerreißen.

Beim Flugblattverteilen konnte es dir passieren, daß man dich anschrie und sogar körperlich bedrohte. Und die Geschäftsinhaber wollten dieses Theater nicht in oder vor ihrem Laden. Sie sagten einfach, «was ist TMI? Keine Ahnung, nie gehört. Komm, vergessen wir's. Das Leben geht weiter». Und sie holten die Mode für den Sommer raus, denn der Sommer kommt bestimmt. Und ich sollte runter vom Parkplatz.

Ich habe einen Traum, der sich seit dem Unfall immer wiederholt: Mein Mann hatte uns alle ins Auto gepackt und in Sicherheit gebracht nach Kanada. Ich sah uns dort auf und ab hüpfen vor Freude: «Yeah, yeah, yeah, wir haben's geschafft, wir werden am Leben bleiben, wir werden das Zeug nicht einatmen müssen ...» Dann machte die «Kamera» jeweils einen Schwenk über die Bäume, und direkt hinter den Bäumen tauchte ein Atomkraftwerk auf und die Sirenen gingen los: Kernschmelze, Kernschmelze!

Einige unserer Nachbarn waren nach South-Carolina gefahren zu Freunden, und waren froh, schön weit weg zu sein. Aber nach vier Tagen kamen sie ganz schnell wieder nach Hause. Denn dort hatten sie sich in der Mitte eines Dreiecks von drei Atomkraftwerken befunden, keines weiter als zwanzig Meilen entfernt. Ihre Freunde hatten sie noch bedauert, und gemeint, ein Glück, daß wir nicht so was vor der Tür haben! Bis ein Nachbar dazu kam und sagte, wißt ihr das denn nicht? Wir haben hier eins und noch eins und noch eins. Sie hatten es nicht gewußt, man spricht eben nicht drüber, es ist wie ein Tabu. Als wir hier herzogen, war es auch so: Three Mile Island, was mag das schon sein?

Wie kam es zum Unfall auf Three Mile Island?

Die Wärme, die im Reaktorkern durch die Kettenreaktion produziert wird, muß ohne Unterbruch über einen Kühlkreislauf abgeführt werden.

Auf TMI fielen am 28. März 1979 einige der dazu notwendigen Wasserpumpen aus. Das war morgens um vier. Das Wasser erhitze sich so schnell, daß innerhalb von Sekunden ein Überdruck entstand, der über das sich automatisch öffnende Überdruckventil abgelassen werden mußte; Dampf und Kühlwasser begannen auszuströmen. Das verbleibende Kühlwasser erhitze sich nun um so schneller. Nur acht

Sekunden waren seit dem Beginn des Unfalls vergangen, da schaltete sich der Reaktor automatisch ab. Die Kettenreaktion und damit die Wärmeproduktion waren also bereits nach acht Sekunden beendet. Lediglich die Nachwärme mußte nun abgeführt werden. Sie entsteht automatisch auch bei abgeschaltetem Reaktor aus dem beim Betrieb entstandenen radioaktiven Spaltprodukten (Plutonium u. a.). Glücklicherweise war dieser Reaktorblock erst drei Monate in vollem Betrieb und somit waren erst geringe Mengen an solchen wärmeproduzierenden Abfällen entstanden.

Der Reaktorblock daneben, die Unit 1, arbeitete damals bereits fünf Jahre, und hat eine entsprechend höhere Nachwärme. Ein Kühlmittelausfall von dieser Größe hätte dort unweigerlich zur Kernschmelze geführt.

Sechs Sekunden nach der automatischen Abschaltung des Reaktors sprangen die Notkühlpumpen an. Aus bis heute unbekanntem Gründen waren aber die Ventile geschlossen und das zusätzliche Wasser gelangte nicht in den Kühlkreislauf. Im Kontrollraum war eins jener Lämpchen, die den Fehler anzeigten, durch einen Zettel verdeckt.

Das Überdruckventil, das sich zu Beginn ordnungsgemäß geöffnet hatte, schloß sich nicht mehr, es klemmte. Das sich immer mehr erhitzende Kühlmittel floß weiter aus - insgesamt 110.000 Liter Wasser -, flossen in einen Tank im Nebengebäude, überflutete diesen und den Boden des Gebäudes. Dort konnten die radioaktiven Gase aus dem Wasser austreten und entwichen durch den Kamin nach draußen. Im Kontrollraum hatte man davon keine Ahnung; die Taste zum Schließen des Ventils war gedrückt worden, dies zeigte ein Lämpchen an, nicht aber, ob das Ventil auch tatsächlich geschlossen sei.

Erst nach 2 Stunden und 22 Minuten wurde dieser Fehler entdeckt und das Ventil mechanisch geschlossen.

Es war in der allerletzten Minute. Wenig später hätte sich der über lange Zeit vom Kühlwasser unbedeckte Reaktorkern so weit erhitzt gehabt, daß eine Kühlung nicht mehr möglich gewesen wäre, 30 bis 60 Minuten später wäre der Super-GAU, die Kernschmelze, eingetreten.

Wie gefährlich die Situation bereits an jenem Mittwochmorgen war, verstanden die Techniker erst Tage später; deshalb dachte auch zunächst niemand an eine Evakuierung der Bevölkerung.

Die Steuerstäbe, die die einzelnen Brennstäbe trennten und da mit den Reaktor abgeschaltet hatten, schmolzen und verloren ihre Wirkung. Die Kettenreaktion ging weiter. Wegen dieser zerstörten Steuerstäbe konnte der Reaktor später nicht mehr abgeschaltet werden.

Nun schmolzen auch die Hüllrohre, die das Uran umschließen; diese Zirkonium-Legierung reagierte mit dem Dampf und produzierte jene hochexplosive Wasserstoffblase, die während der folgenden Tage drohend in der Reaktorkuppel hing. Sie hätte die Kühlmittelzufuhr blockieren können, und vor allem fürchtete man, daß sie sich bei einer bestimmten Konzentration selbst entzünden würde. In jedem Fall hätte auch das Kernschmelze bedeutet.

Bis zum Schluß standen die Techniker ratlos vor diesem Phänomen. Dieser Unfallverlauf war in keiner ihrer Risikostudien beschrieben worden.

Nach vielen Tagen entsetzlicher Spannung und Ratlosigkeit schrumpfte die Blase schließlich von selbst zusammen. Daß es nicht zu einer Katastrophe kam, war einem Zufall oder einem Wunder zu verdanken, nicht aber dem technischen Können der Betreiber dieser Anlage.

»Wir werden nie erfahren, wieviel wir abbekommen haben.«

Gespräch mit Sandra Rineer

Sandra Rineer wohnt in einem der typischen, im Eigenbau vergrößerten Einfamilienhäuser außerhalb von Middletown, etwa zwei Meilen vom TMI entfernt. Ihr Mann ist Computerfachmann. Sie hat einen Nebenverdienst, der bei amerikanischen Hausfrauen immer mehr in Mode zu kommen scheint: sie arrangiert Nachmittags-Parties für Freundinnen und Nachbarinnen, bei denen sie jeweils die neue Kollektion eines Modeversandhauses vorstellt und Bestellungen aufnimmt. »So braucht man als Hausfrau nicht alleine ins Kaufhaus fahren, sondern hat beim Einkauf Geselligkeit« meint Sandra. Tatsächlich ist der Einkauf für eine Hausfrau in den USA völlig anders organisiert als hier: als ich in der Kleinstadt Hershey einen halben Liter Milch kaufen wollte, verwies man mich an eine Tankstelle; in der ganzen Stadt gab es kein Lebensmittelgeschäft. Dazu muss man zur »Shopping Mall« ins Einkaufszentrum fahren, fünf Meilen ausserhalb der Stadt.

Sandra habe ich durch Pat kennengelernt. Die beiden haben sich, obwohl sie recht nahe beieinander wohnen, erst durch den Unfall getroffen.

»Wie kommt es, daß bei diesen Anhörungsverfahren der Atomkontrollbehörde so viele Frauen aufgetreten sind; Frauen haben sich doch bisher nie gross um Politik gekümmert?«

Ja, normalerweise sind es die Männer, die die Politik machen; aber aus irgendeinem Grund ist es diesmal anders. Vor dem Unfall war ich so uninformiert über Atomenergie, wie etwa über das Weltraumprogramm: man weiß, es gibt so was, aber es betrifft dich nicht. Es wird einem gesagt, daß es sicher sei, und so nahm ich an, daß es nicht viel anders als ein Kohlekraftwerk sein würde. Ich hatte keine Ahnung von den Gefahren, die darin stecken, und ich glaubte, im Grunde wollte auch niemand, daß wir es erfahren.

Aber ganz tief in meinem Unterbewußtsein muß ich doch was gewußt haben, denn am Freitag als sie im Radio das radioaktive Gas ankündigten, da schaltete es plötzlich in meinem Kopf; es war, als würde ein Alarm losgehen. Da geriet ich in Panik. Von diesem Augenblick an fing ich an zu lernen und habe seither mehr über Atomenergie gelernt, als ich je dachte, daß in meinen Kopf reingehen würde.

Wir erfuhren am Mittwoch von dem Unfall. Es war wie viele andere Nachrichten auch, man hört sie, aber es betrifft einen nicht; sie sagten auch immerzu, daß alles unter Kontrolle und der Schaden geringfügig sei. Warum sollten wir es in Frage stellen?

Ich führe Tagebuch; ich glaube, ich hab's dort erwähnt, aber mehr scherzhaft. Donnerstag war auch noch alles okay; es war ein wunderschöner warmer Frühlingstag, meine Schwester kam den Wagen waschen, die Kinder spielten draußen, am Donnerstag erwähnte ich es nicht mal. Aber dann kam der Freitag, und seitdem ist kaum ein Tag vergangen, an dem ich nicht darüber schreibe.

Freitag früh unterbrachen sie das Rundfunkprogramm, um uns zu sagen, daß radioaktives Gas abgelassen worden war. Ich rief meinen Mann an, er konnte mich kaum verstehen, so hysterisch war ich und konnte kaum meine Tränen zurückhalten. Er sagte: Hol die Kinder aus der Schule und fahrt weg, ich werde nachkommen, Hauptsache ihr seid erst mal draußen. Als er so klar aussprach, was ich eigentlich nur gedacht hatte, beruhigte ich mich wieder und fand, daß ich übertrieben reagiert hatte. Ich wollte erst mal hören, was sie uns weiter zu sagen hätten. Nach zehn Minuten wiederholten sie dasselbe

noch mal und nach weiteren fünf Minuten fingen sie an, über eine mögliche Evakuierung zu reden.

Mehr brauchte ich nicht zu hören. Ich sagte meinem Mann Bescheid, fuhr zur Schule die Kinder abholen - da standen schon eine ganze Menge Eltern-, und dann fuhr ich in meinen Heimatort, zu einer alten Freundin von mir. Den ganzen Tag wich ich nicht vom Radio - sie dachte auch, ich übertreibe. Sie hatte nicht so recht mitgekriegt, was los war.

Mein Mann versuchte mehrmals vergeblich, mich zu erreichen kurz nachdem wir uns gesprochen hatten, waren dann alle Leitungen blockiert - schließlich kam er dann durch und wir verabredeten uns bei seinen Eltern. Das war zwar nur dreißig Meilen entfernt und in der gefährlichen Windrichtung: aber sie waren die einzigen, die unsere ganze Familie aufnehmen konnten und es war auch noch nah genug, daß mein Mann täglich zur Arbeit fahren konnte.

Als ich losfuhr, hatte ich nur ein paar Spielsachen für die Kinder mitgenommen, keine Kleider, nichts. So fuhr mein Mann und ich am Samstag nach Hause und packten Kleider ein und Lebensmittel, die ja sonst verdorben wären. Ich wollte meiner Schwiegermutter nicht zu sehr zur Last fallen.

Am Sonntag kam die Wasserstoffblase und wurde immer gefährlicher. Mir wurde nun klar, daß wir unser Haus wohl würden aufgeben müssen. Okay, sagte ich mir, zum Teufel mit dem Haus. Wir sind jedenfalls gerettet, die Familie ist noch heil. Das Haus werde ich ab schreiben; wir können woanders wieder anfangen. Aber all die kleinen Dinge, die Kinderbilder, die Geschenke, die meine Kinder mir gemacht hatten, die Hochzeitsfotos, die muß ich holen, das ist unsere Identität, das sind wir. Also rasten wir wieder hin. Mit einer Kiste rannte ich im Haus her um und sammelte alles ein, sogar eine kleine Pflanze, sie gehört meiner Tochter und machte gerade Ableger, die mußte auch mit. Das Haus und die Möbel hatte ich aufgegeben, ich war bereit, woanders neu anzufangen; aber um anfangen zu können, brauchte ich diesen sentimentalern Kern, um diesen herum könnte dann alles wieder beginnen. Die folgende Woche war schlicht furchtbar; ich verbrachte sie zwischen Fernseher, Radio und Zeitungen, ständig auf der Hut. Mein Mann war derweil im Büro; er hatte eine Zwölf-Stunden-Schicht. Nachts um zehn kam er nach Hause und legte sich ins Bett, um am Morgen gleich wieder wegzufahren. Ich hatte also niemanden, mit dem ich meine Sorgen hätte teilen können. Außerdem arbeitete er nur fünf Meilen vom Werk entfernt. Aber sein Computer nahm ihn total in Anspruch, so daß er die ganze Woche kaum was von der Gefahr mitbekam. Das war zwar angenehm für ihn, aber für mich war es die Hölle. Erst jetzt fangt er an zu verstehen, unter welchen Stress ich gestanden hatte.

Nach elf Tagen, als der Gouverneur das Okay gab, kamen wir zurück. Die Kinder haben diese Wochen unter großer Anspannung verbracht; und jetzt weichen sie dem Thema aus. Mein Ältester, er ist elf, versucht entschieden, es zu ignorieren. Die Kleinste, sie ist vier, war zu jung, um überhaupt zu verstehen, was los war, doch glaube ich, daß es gerade für sie am schwersten war. Sie litt unter Alpträumen, wachte nachts auf und schrie, das hörte auch nicht auf, als wir zurück kamen, sondern ging noch drei, vier Monate so weiter.

Zuerst war das noch ganz toll, bei Oma und Opa zu wohnen, aber dann spürte auch sie die Anspannung, unter der wir standen. Und schließlich fing sie an zu fragen, wann wir denn wieder nach Hause führen. Wie soll man es einem so kleinen Kind erklären, daß man nicht nach Hause kann? Am Samstag, bevor wir zurück konnten, hatte ich für sie und einen der Söhne einen Termin beim Augenarzt; auf dem Weg dahin hielt ich noch kurz hier, um ein paar Sachen zu holen. Da sah sie, daß das Haus noch da war, ich aber sagte, wir dürfen nicht bleiben, wir müssen gleich wieder weg. Ich wollte nicht, daß sie draußen spielten, ich schimpfte, ihr kommt sofort rein, ich will nicht, daß ihr

im Gras spielt! Sie spürte natürlich die Angst in meiner Stimme und den Druck. Ich machte also schnell und wir fuhren gleich wieder weg.

An diesem Abend hörte sie nicht auf zu fragen, wann wir denn wie der nach Hause zurückkehrten, und sie weinte diese Nacht oft. Und von da ab wurde es schlimmer mit ihr. Sie fing an, das Bett zu nässen, was ihr, seit sie zwei Jahre alt ist, nicht mehr passiert war. Wir waren den Kindern gegenüber nicht all zu offen gewesen, und das mag ein Fehler gewesen sein. Sie wußten ja ungefähr, was los war, hörten uns ja auch drüber reden, aber wir vermieden es, mit ihnen darüber zu reden. Ich wollte sie damit verschonen, soweit es eben ging, Ich bin mir nicht mehr so sicher, ob das richtig gewesen ist.

Pat Street rief mich an und fragte mich, ob ich helfen könnte, Unterschriften für eine Petition zu sammeln. Und von da an ging ich auch zu den Gruppensitzungen, um mich zu informieren und herauszufinden, was wir tun könnten. Kurz danach kam die Presidents Commission nach Middletown für eine Anhörung der Bevölkerung. Ich wurde als eine der Sprecher eingeteilt; das erfuhr ich allerdings erst am Abend vorher. Ich habe mich also hingesezt und angefangen zu schreiben.

Vor der Kommission hab ich abgelesen und nicht frei gesprochen, weil ich sonst angefangen hätte zu heulen. Ich war so schon nah dran, es war noch alles so frisch in der Erinnerung, und viele Frauen vor mir hatten bereits angefangen zu weinen, auch ein Mann, dessen Frau durch den Unfall zusammengebrochen war. Das sollte mir nicht passieren, dafür waren mir meine fünf Minuten zu kostbar. Schließlich sollte die Kommission auch sehen, daß wir wütend sind, nicht nur, daß wir Angst haben. Ich war nervös, ja, aber nichts wiegt die Angst auf, die wir hinter uns haben und die uns jetzt vorantreibt: Man hatte uns gezwungen, uns mit dem Gedanken abzufinden, alles was wir je besessen, verloren zu haben und daß wir niemals wieder zurück können würden. Es ist was ganz anderes, wenn ein Haus zum Beispiel abbrennt, man baut es eben wieder auf, an der alten Stelle; aber wir, wir hätten ganz woanders hinziehen müssen. Und dann: bei einem Brand würde die Versicherung zahlen; keine Versicherung der Welt zahlt was im Fall einer Atomkatastrophe. Wir hätten noch mal bei Null an fangen können. Und wir hätten unsere Freunde, unsere Nachbarn, unser ganzes soziales Umfeld verloren. Es wäre etwa so gewesen, als ob du eines Morgens aufwachst und nicht mehr weißt, wer du bist und alles von neuem beginnen muß.

Danach fingen die Mutmaßungen an, wieviel radioaktive Belastung wir eigentlich abgekriegt hatten; da waren auf der einen Seite Regierung und Industrie, die meinten, es wäre weit unter dem Minimum gewesen, wir hätten keine Folgen zu erwarten. Und dann gab es im Fernsehen Interviews mit Ärzten aus der Krebsforschung, und die erzählten uns, daß wir die abscheulichsten Sachen zu erwarten hätten. Weder die eine noch die andere Seite wußte es genau, alles basierte nur auf Annahmen.

Das einzige, was man mit Bestimmtheit wußte, war, daß die Meßgeräte auf den Kühltürmen kaputtgingen. Die Radioaktivität, die gemessen werden sollte, war so hoch, daß die Zeiger aus der Skala gedrückt wurden und zerbrachen. Wir werden also nie erfahren, wieviel wir abbekommen haben. Niemand bekam die Strahlenkrankheit, aber es gab Anzeichen von radioaktiver Verseuchung: Hautausschlag, Halsschmerzen, davon gab es eine ganze Reihe; einige wollten auch Haarausfall gehabt haben. Auf jeden Fall ist unser Immunsystem angegriffen. Normale Krankheiten haben enorm zugenommen in dieser Gegend während Frühjahr und Sommer. Im Mai hatte ich drei Tage lang Laryngitis und einen Husten, den ich ewig nicht los wurde, die Jungen hatten Halsschmerzen nach dem Unfall, die Kleine eine Erkältung. Und jedesmal, wenn eins der Kinder krank wird, machen wir uns gleich Gedanken. Der Sohn einer Freundin bekam eine Geschwulst am Nacken, sie geriet sofort in Panik, noch in der Nacht raste sie zum Arzt, weil sie gleich

dachte: Krebs! Offenbar ist diese Geschwulst nicht so gefährlich; aber trotzdem, die Angst bleibt und kommt bei jeder Kleinigkeit wieder hoch.

Ich möchte gerne wegziehen, diese ständige Bedrohung halt ich nicht aus, aber es ist finanziell nicht zu machen. Wenn wir dieses Haus verkaufen könnten... Wir sind noch gut dran: von hier aus sieht man die Kühltürme nicht, denn Häuser mit Blick auf die Kühltürme sind mittlerweile absolut wertlos. Die Leute dort sitzen fest. - Auch wenn wir verkaufen würden, so haben wir doch nichts gefunden, vvo wir im selben finanziellen Rahmen bleiben könnten.

Ich habe mich nie zuvor politisch engagiert, die Kinder waren klein. Nun hat sich für mich vieles verändert, ich habe sehr viele Leute kennengelernt, hab gemerkt, daß ich vieles kann, wovon ich nie geträumt hätte, zum Beispiel vor Leuten wie der Presidents-Commission sprechen. Mein Mann meint, die Frauen wären deshalb stärker engagiert, weil sie die Kinder haben, »deine Beziehung zu ihnen ist viel enger als die meine, Väter haben keine Mutterliebe« Das mag wohl stimmen, aber richtig ist es nicht.

Wenn ich jetzt noch zwanzig, dreißig Jahre lebe, hab ich ein ganz ordentliches Alter erreicht, aber für meine Kinder, für die fängt doch das Leben in zwanzig Jahren erst an! Die nächsten dreißig Jahre werde ich immer diese Sorge haben, und wenn es meine Kinder die nächsten dreißig Jahre schaffen, dann erst werde ich aufatmen können.

Deshalb bin ich aktiv, wegen der Kinder. Das war nicht richtig, wie man uns behandelt hat. Unser Leben wurde bedroht, was auch immer passiert wäre, wir hätten keine Kontrolle darüber gehabt, man hat uns nicht mal gefragt, ob uns das was ausmachen würde, wir wurden dem unterworfen, allein wegen der Habgier von einigen wenigen, wegen dem allmächtigen Dollar.

Ich arbeite für die Schließung dieses Werks, aber ich bin auch grundsätzlich gegen Atomenergie. Man kann diesen Terror auch niemand anderem zumuten. Bei Flugzeugen wird auch alles so sicher wie nur möglich gemacht, aber hie und da fällt doch eins runter. Es gibt eben Materialfehler und menschliches Versagen. Nur daß es sich bei einer Kernschmelze nicht um ein paar Hundert Tote handeln wird, sondern um Hunderttausende und ist auch damit nicht vorbei, es setzt sich in die Zukunft fort bis in die Ewigkeit, es wird kein Ende geben. Das ist der Unterschied zur Kohleenergie, dort sterben auch viele im Bergbau, aber diese Unglücke setzen sich nicht fort.

Es kann zum Beispiel gut möglich sein, daß meine Kinder gesund bleiben, aber was wird mit ihren Kindern, werden sie überhaupt welche haben können? Die Fortpflanzungsorgane sind für Strahlung am anfälligsten. Viele Leute wissen das nicht, und wenn sie es wissen, wollen sie es sich nicht eingestehen, es ist einfach zu viel für sie. Selbst in meiner nächsten Verwandtschaft denkt man so. TMI hat eine tiefe Kluft in meine Familie gerissen. Mein Vater, meine Schwester, mein Bruder und die Großeltern; sie halten mich alle für leicht übergeschnappt. Ich vermeide nun das Thema, wenn wir zusammen sind. Mein Vater sagte neulich, er sei bereit, für die Elektrizität auch den erforderlichen Preis zu zahlen. Es war mir, als hätte er gesagt, er würde auch seine Enkelkinder dafür hergeben. Es war ihm natürlich nicht bewußt, was er da sagte.

Mein Bruder hat studiert, ist nun bei der Luftwaffe, er hat selbst Atombomben geflogen, er muß also Bescheid wissen über die Gefahren. Ich hatte erwartet, wenigstens von ihm Verständnis und Mitgefühl zu bekommen. Den ganzen Sommer haben wir Briefe hin und her geschrieben. Er glaubt nicht, was in den Zeitungen steht; er meint, die Medien hätten die ganze Sache aufgebauscht, und ich sei bloß ein Opfer der Medien. Die Medien hätten mein Leben zerstört, nicht die Regierung und nicht die Industrie.

Es gibt selbst hier in Middletown eine ganze Reihe Ärzte, die sehr für Atomkraft sind, gebildete Leute, die es eigentlich besser wissen müßten. Auch bei den ärmeren Schichten ist es halb und halb: ein großer Teil ist entschieden dagegen, sie haben genug von dieser Art von Bedrohung. Ein anderer großer Teil ist dafür, weil ihnen die

Stromrechnungen zu hoch sind. Sie sagen, »nehmt das Werk wieder in Betrieb, damit wir den Strom wieder billiger bekommen«; weil Met Ed, die Betreiberfirma, nun den Strom kaufen muß, solange sie ihn nicht wieder selbst erzeugen können. Die denken also allen Ernstes, daß der Strom billiger würde, wenn wir mit unserem Widerstand aufhören.

Wir schrieben Präsident Carter einen Brief. Er hielt ja eine Rede zur Energieversorgung. Darin sprach er sich für die Atomenergie aus. Ich hab mir Notizen gemacht. So was hab ich noch nie gemacht. Tatsächlich hab ich kaum je eine Rede des Präsidenten angehört; das war jeweils der Augenblick, wenn wir den Kasten ausstellten und zusammen ein Spiel machten. Denn zum einen versteht man nur die Hälfte und außerdem hält er sowieso nicht, was er verspricht, also kann man sich das schenken. Diesmal aber wollte ich es wissen, das betrifft mich schließlich sehr direkt. Nun, mir gefiel nicht, was er zu sagen hatte.

Im Auftrag unserer Gruppe schrieb ich ihm einen langen Brief. Wir sagten ihm, wie wir uns fühlen und daß wir es nicht als patriotisch betrachten, unser Leben für die Atomenergie zu opfern. Zwei Monate später bekamen wir ein Schreiben, das aus zwei popligen Sätzen bestand, unterzeichnet von einem seiner Helfer. Nun, es hätte uns mehr überrascht, eine persönliche Antwort vom Präsidenten zu erhalten, sicher, aber dann fragten wir uns, was zum Teufel müssen wir eigentlich noch tun, um überhaupt Beachtung zu finden?

Was mich immer wieder umhaut, ist die Tatsache, daß allein die Bauzeit für ein Kernkraftwerk sechs bis zwölf Jahre beträgt, das Werk dann aber nur dreißig Jahre arbeiten kann, bis es wieder abgerissen werden muß. Und dabei ist noch all dieser Atommüll entstanden! Es ist etwa so, wie wenn man einen Menschen ins Weltall schießt und dann, wenn er da draußen ist, fingt man an zu forschen, wie man ihn wieder zurückholen kann. Wir haben die Kernkraftwerke gebaut, produzieren Elektrizität, und nun müssen wir nur noch das Problem lösen, wohin mit dem Müll ...! Ob das ein speziell männliches Denken ist? Ich fürchte ja. Wer hat denn all diese blödsinnigen Entscheidungen getroffen? Wer macht denn die Politik?

144 000 auf der Flucht Angaben zur Evakuierung

Über das Verhalten während der Evakuierung und deren Auswirkungen auf die Familien wurden 4.500 Personen befragt. Die Ergebnisse wurden am 23. September 1979 in der Harrisburger Zeitung *Patriot News* veröffentlicht.

1.

Es evakuierten: aus der 5-Meilen-Zone 43.000 Personen (60 %),
aus der 10-Meilen-Zone 70.000 Personen (36 %),
aus der 15-Meilen-Zone 31.000 Personen (34 %).

2.

Gründe zum Evakuieren:

91 % gefährliche Situation,

83 % konfuse Information,

61 % Kinder schützen,

76 % um Chaos bei erzwungener Evakuierung zu vermeiden.

3.

Gründe nicht zu evakuieren:

Hauptsächlich, weil sie ihre Arbeit nicht verlassen konnten,
43 % meinten, es läge alles in Gottes Hand,
33 % hatten Angst vor Plünderern.

4.

Uneinigkeit darüber, ob man evakuieren soll oder nicht gab es in fast 20 % der Haushalte.

5.

Kosten: die Atomkontrollbehörde (NRC) schätzt die Unkosten der Evakuierten auf 18 Millionen Dollar, aber nur 29 % der innerhalb des 5-Meilen-Radius lebenden haben Schadenersatz von der Versicherung erhalten.

6.

Auswirkungen: hohe Unkosten, psychischer Stress und bei einem Fünftel Streit in den Familien,
22 % sehen TMI nun als ständige Bedrohung für ihre Familien,
28 % fühlen sich nicht bedroht,
37 % meinen, daß die Nachteile von Atomenergie überwiegen,
32 % sehen in der Atomenergie immer noch mehr Vorteile.

Daß man bei der letzten Frage auch zu ganz anderen Ergebnissen kommen kann, als die staatlich beauftragte Firma aus Philadelphia, zeigt die Umfrage der Bürgerinitiative aus Hershey, einer kleinen Stadt, sechs Meilen vom Werk entfernt: Hier möchte die überwiegende Mehrheit keine Wiederinbetriebnahme von TMI, sondern:
70% möchten TMI in ein nichtnukleares Kraftwerk umwandeln lassen,
17% unterstützt ein Atomkraftwerk auf TMI, wenn bessere und geprüfte Sicherheitsmaßnahmen eingerichtet würden,
7 % wollen überhaupt keine Wiederinbetriebnahme,
4 % ziehen die fortgesetzte Belastung der Umwelt durch radioaktives Material vor.

**»Wenn sie das Werk wieder in Betrieb nehmen.
dann ist für mich die Demokratie am Ende«**

Gespräch mit Pat Street

Pat Street wohnt mit ihrer Familie außerhalb von Middletown in einem weißen Holzhaus an der Zufahrtsstrasse zu TMI, knapp eine Meile vom Werk entfernt. Mit ihr und ihren beiden Kindern Michael und Jenny fahre ich zum Informationspavillon von TMI, der am Flußufer gegenüber der Insel »Three Mile Island« gelegen ist. Von dort aus fotografiere ich das Bild, das jetzt auf dem Buchumschlag zu sehen ist. Dieser Pavillon steht in einer gepflegten Gartenanlage und hat viele weiße Wände, die dazu einladen, daß man nächstens mit Farbe was drauf schreibt.

»Bei uns wär das jedenfalls so«, sage ich.

*»Tja, die Menschen hier respektieren das Eigentum eben mehr als alles andere«
antwortet Pat lachend.*

*Tatsächlich, nirgends um TMI gibt es Anti-Atom-Parolen an den Wänden oder
politische Plakate in den Fenstern; es ist alles nett und sauber.*

Mein Mann ist Elektriker, und ich bin Buchhalterin. Vor drei Monaten habe ich meine Stelle aufgeben müssen; die Kinder zu den Baseballspielen fahren, den Haushalt machen, in der Anti-Atomkraft-Bewegung arbeiten und Geld verdienen, das war zu viel auf einmal. Vor vier Jahren sind wir hierhergezogen. Bisher hatten wir immer in Mietwohnungen gelebt, das nun war unser erstes eigenes Haus, ein Häuschen, wie wir es uns gewünscht haben. Für jeden ein eigenes Zimmer, viel Platz ums Haus, mit Blick auf den Fluß.

Meine Tochter war drei Jahre alt, als wir hier einzogen, wir scherzten uns damals überhaupt nicht um das Kraftwerk, sie aber schien zutiefst beunruhigt. Mehrere Nächte hintereinander hatte sie Alpträume, schrie und weinte, sie sagte immer, »der Dampf wird mich holen! Der Dampf wird mich holen!« Das war ihre Bezeichnung für die Kühltürme. Du brauchst keine Angst zu haben, sagte ich damals, sie geben uns Elektrizität. Inzwischen sieht es aber so aus, als würde sie recht behalten.

Tatsächlich haben wir uns damals überhaupt keine Gedanken gemacht. Unser Nachbar arbeitete im Werk, er war sicher, daß dort unten alles ungefährlich sei, schließlich arbeite er ja selbst dort.

In diesen Jahren konnten wir öfter lesen, daß aus dem Werk Radioaktivität entwichen war, das sei ganz was Normales, darüber brauche sich niemand zu beunruhigen.

Am 8. März hieß es auch, eine geringe Menge an Radioaktivität sei aus Block 2 entwichen. Nun, das ist ja auch öfters bei Block 1 vorgekommen, das ist ja was ganz Normales. An diesem Abend wurden unsere Kinder getauft, und die ganze Verwandtschaft kam angefahren. Ich weiß noch, wie wir Witze machten auf dem Weg zur Kirche, «vielleicht ist es sogar gefährlich hierzusein! Hahaha.» Die Kinder wurden also getauft. Am Donnerstag gingen sie zur Schule, am Nachmittag spielten sie draußen, am Freitag wieder zur Schule, ich fuhr zur Arbeit, ich saß über meinen Büchern. Um halb zehn kam plötzlich unsere Empfangsdame hereingestürzt. »Ich bin eben angerufen worden, wir sollen sofort das Radio anschalten!« - »Was soll denn sein?« »Der Unfall vom Mittwoch! Der wird immer schlimmer!« Im Radio ging es hin und her: sollen wir evakuieren, sollen wir nicht evakuieren? Vielleicht sollten wir erst mal schwangere Frauen und kleine Kinder evakuieren, meinte der Gouverneur. Unsere Reaktion darauf kann man nur mit kontrollierter Hysterie beschreiben.

Ich rief meinen Mann an, aber da war schon kein Durchkommen mehr, alle Leitungen blockiert. Mit viel Glück kam ich zur Schule durch, ich fragte, wohin sie die Kinder bringen würden im Falle einer Evakuierung. Sie können sie auch holen, wenn Sie wollen, hieß es. Schön, aber wohin mit ihnen? Zu Hause sind sie noch näher am Werk als in der Schule. Mein Chef meinte, ich soll sie einfach ins Büro bringen.

Ich fuhr also nach Middletown, mit 140. In der Schule wurden meine Kinder ausgerufen, und ich mußte mit den anderen Eltern warten. Ich habe meinen Lebtag noch nicht eine solche Menge um einander besorgter Menschen gesehen. «Habt ihr auch einen Platz, wo ihr hin fahren könnt?» - «Paß auf dich auf» und «Gott schütze dich!» Es wurde später behauptet, bei einer Evakuierung wäre eine Panik ausgebrochen und wir hätten uns gegenseitig niedergetrampelt. Da bin ich mir gar nicht so sicher, ich glaube eher, wir hätten uns gegenseitig rausgeholfen. Allein in der Schule boten mir drei verschiedene Leute an, uns mitzunehmen, Leute, die ich nicht einmal kannte.

Von dort fuhren wir zur Tankstelle, denn mit dem, was noch drin war, sagte ich mir, würden wir nicht gerade weit kommen. Dort stand schon eine Schlange.

Auf dem Weg zurück zum Büro glaubte mein Sohn, Vater auf der Gegenfahrbahn gesehen zu haben. Wir versuchten zu wenden, aber der Verkehr war so dicht wie nie zuvor, wir mußten also weiterfahren. Vater war tatsächlich nach Hause gefahren, und nachdem ich wieder vergeblich versucht hatte, ihn bei der Arbeit zu erreichen, kam er aber bei uns durch, wir hatten glücklicherweise acht Leitungen. Er wollte sich duschen, ein paar Kleider einpacken, den Hund und uns dann in meinem Büro abholen.

Und jetzt kam auch der offizielle Aufruf zur Evakuierung. O Gott, warum haben sie uns das angetan? Ich konnte nicht verstehen, warum man ihnen erlaubt hatte, so etwas zu entwickeln. So was passiert doch höchstens woanders, aber sicher nicht in einem entwickelten Land!

Mein Mann kam, um uns abzuholen, aber ich war noch nicht fertig mit den Rechnungen. Ich war besessen davon, für meine Firma noch alle Rechnungen bezahlt zu kriegen, bevor ich gehen würde. Normalerweise hätte ich dafür fünf Minuten gebraucht, aber jetzt dauerte das eine halbe Stunde.

Dann fuhren wir los. Ich warf einen Blick auf die mitgebrachten Kleider. Mein Mann hatte für meinen Sohn ausgerechnet die Sachen eingepackt, die ich weggelegt hatte, um sie zu verschenken, weil sie ihm zu klein geworden waren! Wir fuhren also noch mal zurück. Dann rollten wir die Fenster hoch und hielten sie geschlossen, bis wir York erreichten; wir blieben die ganze nächste Woche bei meinen Schwiegereltern in Maryland.

Mein Mann konnte eine Woche frei nehmen, sie hatten Verständnis dafür, daß er seine Kinder da raushaben wollte, wir wohnen näher als eine Meile vom Werk entfernt. Mein Chef aber machte mir Schwierigkeiten. Er verstand es überhaupt nicht, aber er war ja auch zu der Zeit gerade in Florida. So mußte ich wieder zur Arbeit gehen. Unsere Kinder ließen wir aber zurück, was schrecklich für sie gewesen sein muß. Mein Sohn drohte, zu Fuß zurückzukommen, bis man ihm erklärte, daß er dazu mehrere Paar Schuhe brauchen würde. Wenn etwas passierte, wollte er auch sterben, er hatte Angst, alleine übrig zu bleiben.

Wie alle anderen auch, wir hingen die nächste Zeit nur noch am Radio, wir machten uns Sorgen um unser Haus und um die Arbeitsstelle meines Mannes; er war dort schon zehn Jahre und hatte sich von der untersten Lohnstufe hochgearbeitet. Was wir gespart hatten, steckte nun in dem Häuschen.

Wir machten uns Sorgen um Menschen, die uns nahestanden und die nicht weggefahren waren. Viele unserer Nachbarn waren gefahren, aber die würden wir vielleicht auch nie wiedersehen, wir wußten ja nicht, wohin sie gefahren waren. Das war ziemlich hart.

Und dann kam mir in den Sinn, daß wir ja, wenn es knallen sollte, nicht einmal was Anständiges zum Anziehen mithatten, um uns um eine Stelle bewerben zu können. Also beschlossen wir, die Kinder in Maryland zu lassen und die 210 Meilen zurückzufahren, um wenigstens die guten Kleider rauszuholen. An die Möbel konnte man ja nicht denken.

Nach unserer Rückkehr saßen wir immer noch auf Kohlen. Bei jeder Sirene schreckte ich hoch; wenn nachts mehr als ein Wagen auf einmal vorbeifuhr, wachte ich auf; ich fing an zu trinken. Die Anspannung war schrecklich. Seitdem gab es hier acht Herzinfälle allein von Männern unter 45 Jahren. Wir versuchen jetzt, dem Problem mit Meditationsübungen beizukommen; aber viele wollen sich noch nicht mal eingestehen, daß sie durch den Unfall unter Stress geraten sind. Vor allem Männer haben es schwer, das zuzugeben, sie haben immer noch so ein Männlichkeitsideal und bringen es nicht fertig zu sagen, daß sie Angst haben. Heute früh kamen erst zwei Anrufe, und die waren noch ganz einfach,

aber an manchen Tagen sind es zehn von Leuten, die einfach nicht mehr weiterkönnen, und dann muß ich versuchen, sie zu beruhigen, obschon sie mit ihren Ängsten ja recht haben. Das geht nun schon acht Monate so. Ich bin kein Psychologe, sondern selbst ein Opfer. Ich habe so viel Angst und Entsetzen absorbieren müssen, daß ich jetzt auch nicht mehr kann. Ich schrieb an die Presidents Commission, damit sie uns Fachleute schicken. Wir als Betroffene können das nicht mehr auffangen.

Früher kriegte ich alle paar Monate mal eine Depression, dann hab ich mich eben einen Tag lang eingeschlossen und war nicht mehr zu sprechen, aber mittlerweile sind es schon zwei, drei Tage die Woche. Kämpfen ist die einzige Art, damit weiterleben zu können, nur du kannst nicht 24 Stunden am Tag kämpfen. Die beste Medizin für mich ist immer noch, einfach das Auto zu nehmen und wegzufahren, nur raus aus diesem Gebiet. Jetzt ist auch noch das Laub abgefallen, und nun gibt es keine Möglichkeit, die Kühltürme zu übersehen, und dieser Anblick bringt es immer wieder hoch.

Vor dem Unfall kannte ich hier nur unsere unmittelbaren Nachbarn. Als ich dann versuchte, eine Gruppe zu gründen, brauchte ich bloß zwei Leute anzurufen, von beiden bekam ich drei weitere Namen und so weiter. Bei jedem neuen, den ich anrief, hieß es zuerst: »Das Werk nun geschlossen werden!« und dann hieß es ein, zwei, drei Stunden zuhören, warum sie so wütend waren und was sie erlebt hatten. Nach ein paar Wochen fielen mir fast die Ohren ab.

Vor ein paar Wochen ruft mich sogar jemand vom Ufer gegenüber an. »Hey, die Lämpchen auf dem Kühlturm brennen nicht!« Soll ich nun etwa raufklettern und die Birnen auswechseln? Es scheint jedenfalls, daß mich sogar die Leute am Westufer als Kummerkasten kennen.

Das Werk brauchte fünf Tage, bis sie es schafften, die Birnen auszuwechseln, schließlich mußte ihnen die Flugaufsicht Beine machen, denn das Atomkraftwerk steht ja in der Einflugschneise vom Flughafen.

Ich habe an einer Arbeitsgruppe teilgenommen, die für unser Gebiet einen eigenen Evakuierungsplan ausarbeitete. Der staatliche Evakuierungsplan sieht nämlich vor, daß wir alle erst nach Harrisburg rein müssen und uns dem Verkehrsstrom dort anschließen. Aber wir leben hier direkt neben dem Werk, wenn es hier losgeht, brauchen wir tat sächlich nur wenige Meilen zu fahren, um aus der gefährlichen Windrichtung und damit aus der Gefahrenzone herauszukommen. Statt dessen bestehen sie darauf, daß wir erst nach Harrisburg reinmüssen; allein schon in Stoßzeiten dauert es ein bis zwei Stunden, um da durchzukommen. Ein leerer Tank, ein kochender Motor, ein geplatzter Reifen, mehr braucht es nicht, um dann den ganzen schönen Plan hinfällig werden zu lassen. Die Aufgabe unserer Gruppe besteht vor allem darin, die anderen Leute über die Entwicklung im Werk und über die Anti-AKW-Bewegung auf dem laufenden zu halten. Wir fordern sie auf, Briefe zu schreiben, an bestimmte Leute oder wegen bestimmter Gesetzesvorlagen, und damit ihre Meinung zu äußern.

Dann haben wir eine Umfrage gemacht, die ergab, daß die Mehrheit der Leute will, daß das Werk geschlossen wird. Ich weiß nicht, ob wir das schaffen. Aber ich muß daran glauben, denn wenn sie das Werk wieder in Betrieb nehmen gegen den Willen der Mehrheit hier, dann ist für mich die Demokratie am Ende. Es gibt auch eine Umfrage, die besagt, daß auch in den übrigen USA über 50% kein Kernkraftwerk in der Nähe haben wollen. Ich weiß, daß wir nicht gleich alle schließen können, aber wir sollten uns langsam dran machen, einen Ersatz zu finden, damit wir mit dem Schließen anfangen können.

Ich habe Geld bekommen für die Evakuierung, aber das, was sie mir angetan haben, kann man nicht mit Geld wiedergutmachen. Wir wissen ja nicht, wen es erwischt hat. Jedesmal wenn eins der Kinder einen Schnupfen kriegt, denk ich; jetzt ist es passiert!

Mein Mann versteht, warum ich aktiv bin, aber er versteht nicht, daß das so viel Zeit kostet. Sicher könnte das Haus sauberer sein; jetzt bin ich zwei, drei Abende in der Woche unterwegs, wo ich sonst immer zu Hause war. Die Kinder sehen mich weniger als früher. Met Ed hat diese Probleme nicht, sie haben genug Geld, um das ganze Radio und Fernsehprogramm mit ihrem Kram vollzustopfen, wir müssen es selber tun, wir können niemanden dafür bezahlen.

Mein Mann ist nur zweimal zu den Meetings mitgekommen. Er regt sich zu sehr auf, er wird furchtbar wütend, wenn er sieht, wie wenig ihnen unser Leben wert ist. Er gehört zu jenen, die nicht mit kämpfen können, weil sie am Gegner ausflippen. Es gibt viele davon. »Gegen das Big Business kommst du ja doch nicht an, und die Regierung macht sowieso, was sie will.«

Ich gebe nicht auf, ich nicht.

Fast alle Frauen, die aktiv sind, haben das Problem, egal ob die Männer dafür sind oder nicht: sie sind alle sauer, daß es soviel Zeit kostet. Es gibt eine Menge Streit deswegen. Sicher, das Werk muß geschlossen werden, aber warum mußt ausgerechnet du es tun, laß es doch «Mary Jane Smith» machen? Die Sache ist nur die, daß Mary Jane Smiths Mann dasselbe sagt und sie hört möglicherweise auf ihn. Meine Freundin sagte neulich: »Sieh mal an, ich kann mehr als nur Windeln wechseln! Ich weiß nicht, ob wir's schaffen, das Werk zu schließen, aber wir werden es versuchen!« Die Leute sagen: »Gar nicht schlecht, wie ihr das macht!« So was hört man auch nicht alle Tage. Sie bedanken sich für unsere Arbeit. Und das gibt uns natürlich Selbstbewußtsein.

Du brauchst nicht unbedingt einen Haufen Selbstbewußtsein, um öffentlich aufzutreten. Hier geht es um mehr, dein Leben wird bedroht und das deiner Kinder und das deiner Kindeskinde und das ist stärker als deine Ängstlichkeit. In der Schule bin ich fast gestorben, wenn ich nur zwei Minuten vor der Klasse stehen mußte. Heute stehe ich einfach auf und rede. Das war von Anfang an so, ich hab auch nicht immer das richtige zur richtigen Zeit gesagt, das war mir aber egal.

In allen Gruppen rund ums Kraftwerk sind die Frauen in der Überzahl. In unserer Gruppe sind von den wirklich aktiven Mitgliedern sogar acht Frauen und nur zwei, drei Männer.

Mein Mann mag es nicht, daß ich öffentlich auftrete. Ich vermute, er denkt immer noch, eigentlich gehört die Frau ins Haus. Er verbietet es mir aber nicht, weil er weiß, daß es nichts nützen würde. Ich frage auch nicht. Das macht meine Nachbarin: sie fragt immer noch, und kriegt es auch jedesmal verboten.

HARRISBURG (AP). Bei der im Umkreis des stillgelegten Atomreaktors Three Mile Island im US-Staat Pennsylvania lebenden Bevölkerung sind seit dem schweren Störfall vor über einem Jahr die psychischen Belastungen drastisch gestiegen. Wie der mit der psychologischen Betreuung der Anwohner betraute Projektleiter Peter Houts am Donnerstag in Harrisburg mitteilte, wurden bei zehn bis 20 Prozent der in einer Entfernung von 24 Kilometer zum Kernkraftwerk lebenden Bewohner krankhafte Streß-Symptome festgestellt. Besonders verbreitet sind nach Angaben des Wissenschaftlers Kopf- und Magenschmerzen, Angstgefühle, Schweißausbrüche, Verdauungsstörungen, Zitteranfälle, Appetitlosigkeit oder ungezügelter Freßlust.

Die Zahl der Alkoholiker in der Gegend sei seit dem Unglück um 14 Prozent gestiegen, der Tabakkonsum habe

um 32 Prozent, der von Beruhigungsmitteln um 87 Prozent und der von Schlafmitteln um 112 Prozent zugenommen.
(Frankfurter Rundschau 19.4.80)

»Die Männer betrachten den Widerstand als ziemlich hoffnungslos«

Gespräch mit Vicky B.

Vicky ist jene Nachbarin, von der Pat sprach; ich wollte nun von Vicky erfahren, wie sie damit umgeht, daß ihr Mann - obwohl selbst TMI-Gegner - ihr ein solches Engagement verbietet. Zuerst aber fragte ich auch sie nach ihren Erfahrungen bei der Evakuierung. Sie gehört zu jenen Müttern mit Kindern im Vorschulalter, an die die offizielle Aufforderung zur Evakuierung gerichtet war - doch sie erfuhr vorerst nichts davon.

Ich hatte nichts von der Evakuierung gehört, weder im Fernsehen noch im Radio, bis mein Mann anrief und mir mitteilte, daß wir fahren würden.

Er repariert die Funkgeräte bei der Bahn, und dabei hatte er über Funk mitgehört, wie sich ein Kollege nach dem anderen abmeldete: »Ich gehe, sagt Bescheid, daß ich wieder zur Arbeit komme, wenn meine Familie zurückkommen kann.« - »Meine Frau will nicht mehr bleiben, ich muß nach Hausen« Das waren Leute, die 30, 40 Meilen weiter weg wohnten und wir hier wohnen knapp eine Meile neben der Insel.

Wir waren für Atomenergie! Als wir hier herzogen, waren wir richtig stolz darauf, so nahe bei einem so modernen Werk zu wohnen. Daran versuchte ich noch den ganzen Mittwoch und Donnerstag, als der Unfall begann, festzuhalten; mein Mann sagte immer, ich glaube, sie sagen uns nicht alles, und ich sagte darauf, es ist doch schon vorbei, wir brauchen uns keine Sorgen machen. Donnerstag abend kamen mir die ersten Zweifel. Ich sah eine Fernsehsendung, in der Dr. Sternglass, ein bekannter Radiologe, meinte, daß wenigstens schwangere Frauen und kleine Kinder das Gebiet verlassen sollten, und der Gouverneur sagte, dazu sehe er keine Veranlassung. Der Experte aber meinte, daß man schließlich nicht wüßte, wie groß der gesundheitliche Schaden bereits jetzt sei.

Mein letzter Glaube an die Sicherheit der Atomenergie wurde mir an diesem Freitagabend genommen.

Nachts um ein Uhr wachte mein Kind auf und für die nächsten sieben Stunden hörten Durchfall und Erbrechen nicht mehr auf, nicht einmal Wasser konnte es im Magen behalten. Gerade hatte ich aus dem Fernsehen erfahren, daß Durchfall und Erbrechen die ersten Anzeichen für Strahlenkrankheit sind. Ich rief das Krankenhaus an, die meinten, vielleicht sei es bloß die Umstellung auf eine neue Umgebung.

Möglicherweise stimmt das, aber allein die Tatsache, daß wir so was hinnehmen mußten, daß ich diese Zweifel nun haben muß, regt mich wahnsinnig auf. Bei der geringsten Sache, die der Kleine hat, denken wir jedesmal, ist es das? Wir sehen überall Gespenster. Hat es uns erwischt? Wir wissen es nicht.

Was tun Sie jetzt für Ihre seelische Gesundheit, was tun Sie gegen diese Angst?

VICKY: Meine Nachbarin, Pat Street, und ich, wir sprechen viel dar über. Ich ging zu den Anhörungsterminen der NRC, meine Aussage habe ich schriftlich gemacht, weil

ich mein Baby nicht verlassen konnte. Dann schreibe ich anderen Anti-AKW-Gruppen darüber, wie ich mich hier fühle, und sie benutzen das dann als Munition gegen ihr eigenes Kraftwerk. Ich habe das Gefühl, daß ich dadurch einen Beitrag leiste und auch meine Wut loswerde. Viele Leute sagen, sie wissen nicht, wie sie fühlen sollen. Wenn sie hören, daß alles wieder in Ordnung sei im Werk, glauben sie das nur zu gerne und wenn sie was schlechtes hören, regen sie sich wieder auf.

Warum sind gerade die Frauen so aktiv hier?

VICKY: Die Männer betrachten den Widerstand als ziemlich hoffnungslos; sie sagen, wir haben bereits so viel verloren, jetzt wollen sie nur noch zusammenhalten, was ihnen geblieben ist. Das ist jedenfalls die Einstellung von Pats und meinem Mann; sie wursteln ums Haus herum, beschäftigen sich mit dem, was ihnen geblieben ist. Wir sitzen ja mit unseren Häusern fest, wir werden sie wahrscheinlich nie wieder verkaufen können. Sie hatten für uns ein sozialer Aufstieg bedeutet und nun ist das alles nichts mehr wert.

Mein Mann ist sehr wütend, er würde gerne losgehen und was zusammenschlagen, was Gewalttätiges tun; er ist nicht in der Lage, in vernünftiger Weise mit anderen Leuten darüber zu reden.

Viele der Männer scheinen so zu reagieren; sie gehen nicht los und kämpfen jetzt dafür, daß das Werk geschlossen wird; sie machen sich keine Sorgen darüber, ob ihre Kinder was abgekriegt haben oder nicht, sie reden nicht zusammen darüber - was ich aber von verschiedenen gehört habe, ist: «Sollte mein Kind jemals Leukämie bekommen, sprengte ich diesen Laden in die Luft.»

Mein Mann sagt: »Wenn mein Sohn Krebs bekommen hat, werden sie davon erfahren. So einfach werde ich das nicht hinnehmen.« Was er aber dann tun will, weiß ich nicht.

Ich versteh die ganze Haltung nicht, ich finde, wir sollten jetzt was dagegen unternehmen, es wenigstens versuchen. Auch wenn es hoffnungslos aussieht und man nicht täglich einen Fortschritt verzeichnen kann; aber selbst wenn du eine einzige Person überzeugen kannst, wird das auf lange Sicht hin das Richtige sein. Er möchte, daß meine ganze Aufmerksamkeit wie früher dem Haushalt und der Familie gilt - deshalb äußere ich mich mehr in Form von Briefen. Ich kann nicht zu Meetings gehen. Wenn ich irgendwo hin gehen und öffentlich sprechen würde, würde er sich furchtbar aufregen.

Die einzige Ausnahme, die er bereit ist zu machen, ist, falls sie das Kryptongas ablassen Wir haben das diskutiert.

Warum schaffen Sie es nicht, ihren Mann davon zu überzeugen, daß auch er was unternehmen sollte?

VICKY: Er war schon immer lieber zu Hause. Er sagt, er sei schon den ganzen Tag weg auf Arbeit. Auf Meetings langweilt er sich, wenn nicht gleich was dabei rauskommt, interessiert es ihn nicht mehr. Es ist merkwürdig, wenn er im Garten arbeitet, sieht er ja auch nicht gleich Resultate. Allerdings spürt man dann in den Armen, daß man was getan hat, und auf diesen Meetings hat er immer das Gefühl, als habe er nichts getan.

Es ist eine schwierige Situation; er will nicht, daß ich mich draußen rumtreibe; wenn er auf Arbeit ist, erwartet er, daß ich dann auch meinen Pflichten nachkomme und mich nicht anderweitig beschäftige. Ich denke auch gar nicht daran, meinen kleinen Sohn alleine zu lassen. Wenn er älter wäre, würde ich mich ganz anders zur Wehr setzen, daß ich nicht weggehen und nicht draußen aktiv werden darf.

Es fällt den Männern schwer, die Vorstellung abzuschütteln, daß die Frau ins Haus gehört. Vielleicht liegt es auch daran, daß ihre Hauptsorge das Geld ist. Sie sorgen sich zwar auch um die Kinder, aber die Mütter haben nun mal ein engeres Verhältnis. Wir kümmern uns viel mehr um die Auswirkungen auf unsere Kinder, auf unsere Männer, auf alle Lebewesen; wir kümmern uns vielmehr um die emotionalen Belange, als daß wir nur

fragen, wieviel wird uns das kosten. Wenn zum Beispiel jemand herkommen und sagen würde: «Tut mir leid, sie müssen hier raus, wir geben ihnen 15 Dollar für ihr Haus», da würden die Männer wirklich wütend.

«Körperliche Beschwerden während des Unfalls»

Eine Gruppe der Bürgerinitiative machte dazu eine Umfrage in Highspire, ein kleiner Ort zwischen Middletown und Harrisburg, etwa sechs Meilen vom Werk entfernt. Die Fragebogen waren im November noch nicht fertig ausgewertet, aber etwa 17% der Befragten hatten Anzeichen von Radioaktivität an sich selbst wahrgenommen:

- metallischer Geschmack in der Luft oder ein ihnen unbekannter, mit nichts vergleichbarer Geschmack,
- schmerzende und tränende Augen,
- Durchfall und Erbrechen,
- starke Irritation der Atemwege,
- Unregelmäßigkeiten im Menstruationszyklus.

Diese Beobachtungen machten die Befragten, noch bevor sie vom Unfall erfahren hatten. Larry Arnold, Mitglied der Untersuchungsgruppe, interpretiert das Ergebnis: »Diese Auswirkungen sind bei einer Dosis von 50 rem zu erwarten; nun wissen wir aber, daß die Dosis so hoch nicht gewesen sein kann. Man könnte daraus schließen, daß ein Teil der Bevölkerung empfindlicher auf Radioaktivität reagiert als andere.

Falsch war jedenfalls, daß die Untersuchungskommission auf Grund der Meßergebnisse verkündet, daß niemand verletzt worden ist. Hätten sie auch die betroffene Bevölkerung gefragt, wären sie zu anderen Ergebnissen gekommen. Möglicherweise wären sie zu dem Schluß gekommen, daß man tatsächlich schon bei viel niedrigeren Dosen einen Schaden davontragen kann.«

»Anstatt die Natur unterwerfen zu wollen, verstehen wir Frauen uns als ein Teil von ihr«

Gespräch mit Barbara Light

Barbara wohnt zusammen mit ihrer Mutter und einer ganzen Arche Noah von Tieren in einem typischen alten Middletowner Haus: halb Backstein, halb Holz, mit einer filigranartig verzierten Holzveranda. Als Krankenschwester hatte sie noch ein weiteres Studium begonnen und arbeitet nun als Psychotherapeutin.

Sie gehört zu den wenigen, die schon vor dem Unfall aktiv waren gegen das Atomkraftwerk. »Als Krankenschwester wußte ich ja über die Bedeutung von Radioaktivität

Bescheid.« Die Gruppe blieb klein, »wir sind hier ländlichen Gegend und hatten keine Erfahrung im Widerstand – das ist auch heute noch unser Problem«.

Am Tag der Evakuierung hatte sie unendliche Mühe, ihre Mutter zum Gehen zu bewegen. Auch die übrigen alten Leute aus der Verwandtschaft bleiben aus demselben Grund:»was nützt es, wenn ich überlebe, wenn ich dann nichts mehr habe von dem, was mich ausmacht, meine Bäume, meine Rosen. Das ist dann doch dasselbe wie sterben.« Barbara erzählt mir, dass in Middletown, zwei oder drei Kilometer von TMI entfernt, sehr viele arme Alte wohnen, die keine Autos besitzen und nicht über finanzielle Reserven verfügen, um wegzufahren und sich eine Woche lang in einem Hotel einzumieten. Sie mussten bleiben.

Barbara, ihre Mutter und ihre Kollegin haben alle unabhängig voneinander zum Zeitpunkt, als die radioaktive Wolke über die Stadt zog, eine Veränderung der Luft wahrgenommen:»Die Luft war irgendwie dick – es war kein Dunst – und hatte eine faulig beißenden Geruch, meine Mutter beschreibt es als metallischen Geschmack. Sie trat vor die Tür als der Lautsprecherwagen kam, da empfand sie es; diesen metallischen Geschmack wurde sie dann lange nicht mehr los, auch die Atembeschwerden, etwas, was sie vorher nie gehabt hatte.«

Dieser Unfall hat eine Menge in Gang gesetzt in meinem Kopf, über Regierungsverantwortung, aber auch individuelle Verantwortung:

Von klein auf habe ich gelernt, daß ich meiner Regierung gegenüber bestimmte Verpflichtungen habe und umgekehrt. Meinen Verpflichtungen bin ich nachgekommen, zum Beispiel im Beruf, ich war Krankenschwester, bin jetzt Therapeutin, das ist ein helfender, humanitärer Beruf. Und ich zahle Steuern. Im Kriegsfall würde ich mich wahrscheinlich freiwillig melden, um als Krankenschwester zu dienen.

Was ich von meiner Regierung erwarte, ist nicht der totale Sozialstaat - das ist eben meine republikanische Einstellung, die es vorzieht, wenn man sich selber hilft -, aber ich habe Schutz erwartet, Schutz für das Gemeinwohl.

Ich hatte erwartet, daß auf Bundesebene, die allgemeine körperliche Unversehrtheit der Bevölkerung ernst genommen würde. Und zwar auch die kommender Generationen, nicht nur - um Gottes willen nicht nur meine und die von noch ein paar Menschen. Sondern von all den zukünftigen Generationen.

Meine Ablehnung gegen Technik wird von Tag zu Tag heftiger. Zum Beispiel die Krankenhaustechnologie - o Gott -, ich kann kaum dran denken! Ich war ja früher selbst Krankenschwester, es ist unglaublich, wie dieser Beruf sich verändert hat, jetzt kümmert man sich nicht mehr um Menschen, sondern um Maschinen, an die sie die Menschen dann anschließen. Und die Menschen gehen dabei verloren, man beachtet sie einfach nicht mehr.

Wie kommt es, daß im Kampf um die Schließung von Three Mile Island die Frauen offensichtlich aktiver sind als die Männer?

BARBARA: Man könnte das mit Mutterinstinkt erklären. Ich bin zwar keine Mutter, aber mir scheint, daß Frauen mehr als Männer am Leben und an der Zukunft orientiert sind, wahrscheinlich sind sie einfach besser als Männer ...!

Es ist natürlich furchtbar, so was zu sagen!

Das Leben der Männer konzentriert sich um Begriffe wie Unterwerfung, Kontrolle und Beherrschung. Das entspricht dem Entwicklungsstand eines Dreijährigen, der gerade lernt, die Schuhe zu binden, der froh ist, wenn er alle seine Knöpfe ins richtige Loch stecken kann. So freut er sich dann auch, wenn er später Atome spalten kann. Ich halte das für eine ausgesprochen männliche Einstellung. Ich glaube, wir Frauen sind schon etwas weiter in der Entwicklung; anstatt die Natur unbedingt unterwerfen zu wollen,

verstehen wir uns eher als ein Teil von ihr und versuchen mehr, mit ihr zu arbeiten als gegen sie.

Der Mann aber sieht sich als ein Teil außerhalb der Natur. In seinen Augen ist die Natur nur dazu da, um kontrolliert, benutzt oder verändert zu werden.

»Mein Kind wird in Ordnung sein - Das war mein einziger Gedanke«

Gespräch mit Sharon, Ruth und Roger

ROGER: Als ich an jenem Freitag ins Büro kam, fand ich auf meinem Schreibtisch eine Notiz von meiner Frau: »Ich liebe dich, ich liebe unser Baby, ich habe Angst, ich gehe.« Das konnte einen ja schon umhauen. Ich war den ganzen Tag in der Stadt mit dem Wagen unterwegs gewesen, ich bin Vertreter. Als ich in meinem Radio hörte, daß schwangere Frauen das Gebiet verlassen sollten, fuhr ich in ihr Büro. »Wo ist Sharon?« Alle riefen »Sharon ist schwanger! Sie sprang auf und hat gesagt: ich bin schwanger, ich gehe!« Und dabei hatten wir es ja noch niemandem erzählt, daß sie schwanger ist, wir wußten es auch erst acht Tage. Ich blieb in der Stadt, ich hatte ja nun eine Familie zu ernähren. Außerdem, mein Wagen ist ziemlich schnell, ein Fahrrad hab ich auch, und ich hatte das Radio immer angeschaltet. Wenn es überhaupt jemand schaffen würde, hier rauszukommen, dann war ich das. Im nachhinein bin ich nicht mehr so sicher, einfach weil die Möglichkeit ziemlich groß war, daß man uns nicht korrekt informierte.

Warst du während des Unfall ruhig?

ROGER: Nein, bewahre. Wir hatten am Freitag eine Abschied vom Leben-Party in einer Bar. Dort haben wir gesoffen wie die Wilden, alle haben über TMI geredet, aber das war auch alles, was wir tun konnten. Nicht wie bei einer Überschwemmung, wo wir schon Übung haben, damit umzugehen, wo man den Leuten helfen könnte, ihre Sachen in den zweiten Stock zu schaffen, oder ein Feuer, irgendeine Naturkatastrophe, wo man was tun kann. Statt dessen waren wir in einem Zustand der totalen Hilflosigkeit.

Es war nicht wie sonst, wo ich ein Teil einer Gruppe bin, die hin geht, die Sache anpackt und in Ordnung bringt. Statt dessen war da nur das Monster und ich, ganz individuell. Also zog ich mich zurück, versuchte mich ruhig zu halten, informiert zu bleiben, bereit, jederzeit abzuweichen. Mehr war nicht zu tun. Ein paar Bretter vor die Fenster nageln würde nichts nützen, auch die Sandsäcke konnte ich mir sparen, all diese Dinge waren vollkommen sinnlos. Totales Ausgeliefertsein. Nichts konnte man tun, außer warten, warten auf die Nachrichten. Und was hätte es mir gebracht, auch wegzufahren, dann hätte ich mir eben dort Sorgen gemacht, anstatt hier. Also konnte ich auch gleich hierbleiben. Viele Leute machten ständig Witze - aus Angst. Das konnte man direkt riechen. Sie wußten auch nicht, was sonst tun.

SHARON: Als ich meinem Chef mitteilte, daß ich gehen würde, hielt er mir einen Vortrag, daß Kinder, deren Mütter während der Schwangerschaft Angst haben, Feiglinge würden. Er selbst aber rannte im Büro hin und her wie ein gefangener Tiger; daß er auch Angst hat, sagte er freilich nicht, er rannte bloß zur Tür und durch das ganze Lager und wieder die Treppe hoch und bis zum Schreibtisch, wo er sich für eine Minute hinsetzte, um wieder aufzuspringen und woanders hinzulaufen.

SHARON: Meine Mutter und ich, wir waren 120 Meilen weit flußaufwärts geflüchtet. Dort bekamen wir ganz andere Informationen als die Leute in Harrisburg. Ich rief meinen Mann an: »Hör mal, da ist eine Wasserstoffblase die explodieren kann. Fahr bloß weg!« - »Nee«, sagt er »hier hat das keiner gesagt.« Man hatte zwar auch von der Blase gesprochen, aber mit einer ganz anderen Wertung als bei uns.

ROGER: Derselbe Lokalreporter, der eben noch über irgendeinen Verkehrsunfall an der nächsten Ecke berichtet hat, erzählt dir nun was über den Unfall im Atomkraftwerk. Wenn ich die überregionalen Radiostationen hörte, hab ich schnell wieder zurückgeschaltet; so wie die berichteten, konnte man wirklich annehmen, daß es eine schlimme Sache wäre. Ich hatte mehr Vertrauen in die Leute hier am Ort.

SHARON: Ich hab also schnell gepackt, ein paar Kleider und die Hochzeitsbilder; falls ich nie wiederkommen würde, hätte ich wenigstens das dabei. Ich bin sonst ganz gut im Verdrängen, aber diese Möglichkeit, die totale Katastrophe, blieb in meinem Bewußtsein. Die Bilder hab ich nie aus dem Koffer geholt, während wir weg waren - ich hatte sie aber dabei. Ich hatte ja sonst keine Unterlagen. Alle unsere Ersparnisse, unsere Versicherungspolice, das war alles in der Bank. Wir waren einfach losgerast, hielten unsere Wagenfenster geschlossen, bis wir glaubten, weit genug zu sein - man macht in diesem Augenblick eine Menge merkwürdiger Sachen. Nun kam ich mir blöd vor, daß ich an die Papiere nicht gedacht hatte.

Es war schrecklich. Ich wollte dauernd zurückkommen. Ich habe mir schreckliche Sorgen gemacht und dabei diese ständige Unsicherheit, was tatsächlich los ist. Den ganzen Tag sitzt man vor dem Fernseher und wartet auf die Nachrichten, wartet darauf, daß man dir sagt, daß alles, was du je besessen und geliebt hast, nun verloren sei.

RUTH: Wir stellten uns vor, daß sie das ganze Gebiet abriegeln würden und wir für Jahre nicht wieder zurück dürften. Ich hatte auch nichts mitgenommen, hatte Hund und Katze zurückgelassen, hatte weder mein Geld noch die Wertsachen dabei, es wäre alles verloren gewesen. Wir hatten gedacht, daß es in ein, zwei Tagen vorbei sein würde! Das war es aber nicht. Sie logen wie gedruckt. Wir hatten keine Möglichkeit, das nachzuprüfen.

So etwas hat es ja nie vorher gegeben, woraus man seine Vergleiche hätte ziehen können. Im Fernsehen sagten welche, wenn diese Blase explodiert, ist das das Ende. Und andere meinten sogar, die ganze Ostküste wäre verloren.

SHARON: Während der ganzen Schwangerschaft habe ich dann nichts gegessen, was hier aus der Gegend kam. Die Milch holte mein Mann an Wochenenden 200 Meilen weit bei Verwandten, und ich aß nur gefrorenes Gemüse oder aus Dosen.

Wie kamen Sie darauf?

SHARON: Zwei meiner Kolleginnen haben Verwandte, die arbeiten in der Schokoladenfabrik in Hershey, und die hatten erfahren, daß diese Fabrik keine Milch aus der Umgebung mehr benutzt.

Wir wußten, daß Strontium 90 sich auf dem Boden ablagert und über die Pflanzen in die Nahrungskette gerät; wir wissen zwar nicht, was und wieviel an Radioaktivität damals entwichen ist; aber für mein Kind wollte ich nichts riskieren und so aß ich den ganzen Sommer über nicht einmal Erdbeeren. Ich wollte mir nicht hinterher Vorwürfe machen müssen.

RUTH: Als wir schließlich zurück konnten, schwand die Angst, und nun kam die Wut, wegen der Lügen. Sie haben uns damals angelogen und sie tun es immer weiter. Wir gingen zur Demonstration vor dem Capitol in Harrisburg. Wir gründeten eine Gruppe in Mechanicsburg, wo ich wohne, auf der anderen Seite des Flusses. Für das Anti-AKW-Büro mache ich die Buchhaltung. Vor meiner Ehe war ich Buchhalterin. Falls sie nun dieses Kryptongas ablassen wollen, werde ich runter gehen zum Werk und wenn ich selbst mit Steinen schmeißen muß und wenn sie mich ins Gefängnis stecken - das ist mir

auch egal -, wir haben genug abgeklagt. Das könnt ihr uns nicht antun, wir haben unsere Dosis an Radioaktivität bereits.

Für viele war es doch ein Problem, nach dem Unfall zu dieser Demonstration zu gehen, aus Angst für einen Radikalen gehalten zu werden.

RUTH: Richtig. Ganz exakt. In unserer Gruppe in Mechanicsburg gibt es kaum junge Leute, die meisten sind in meinem Alter, so zwischen fünfzig und sechzig. Das Altersheim bei uns möchte auch mitarbeiten. Nächsten Donnerstag zeigen wir einen Film über Atommüll, und ich weiß, es werden wieder ganze Busladungen kommen. Wenn man mich Radikale nennt, oh, das macht mir gar nichts. Sie können mich nennen, wie sie wollen, Radikale, Kommunistin, das ist mir egal, Hauptsache, wir können dieses Werk da schließen.

Wie hat Ihre Gruppe sich gefunden?

RUTH: Bei der Demonstration verteilte die Harrisburger Gruppe TMI-Alert Karten mit der Frage, ob wir mitmachen wollten und welche Art von Arbeit wir übernehmen möchten. Diese Karten wurden eingesammelt und dann nach Ortschaften sortiert. Dann riefen sie mich an, ob ich die Gruppe in Mechanicsburg organisieren könnte; das traute ich mir allerdings nicht zu und so tat es dann Mary. Wir fingen mit fünf Personen an, wir kannten uns nicht einmal.

Ich habe gehört, daß am Anfang viele Gruppen einen enormen Zulauf hatten, der dann nach der ersten Wut zurückging.

RUTH: Wir haben, wie gesagt, mit fünf angefangen und beim letzten Meeting waren wir vierzig. Aber wir haben auch nicht aufgehört zu arbeiten. Es gibt immer noch eine Menge Leute, die gegen Atomenergie sind, aber nicht wissen, daß es uns gibt. Wir bekommen gar keine Unterstützung von den Medien, sie erfahren es nur aus Gesprächen oder wenn wir Flugblätter verteilen oder von Tür zu Tür gehen. Ich habe eine Menge Sachen gemacht, die ich mir früher nie vorstellen konnte. Das fiel mir auch nicht leicht. Zum Beispiel vor vielen Menschen zu sprechen, von Tür zu Tür gehen, fremde Leute um Geld an zugehen, Flugblätter verteilen - nicht für alles Geld der Welt hätte man mich früher dazu bringen können.

Wie kommt es, daß Sie so einen Sprung machen konnten?

RUTH: Sie haben mich böse gemacht.

Sie haben uns angelogen. Und ich werde wütender und wütender, je mehr ich verstehe, was sie tun, Carter, die Regierung, die Atomaufsichtsbehörde, sie alle. Wir bombardieren sie mit Briefen.

Wie reagiert Ihre Familie auf Ihre Aktivitäten?

RUTH: Am Anfang dachten sie, ich würde nur so reden, aber jetzt wissen sie, daß es mir ernst ist. Mein Mann meint, die würden sicher noch Bomben auf unser Haus schmeißen oder uns das FBI auf den Hals hetzen. Mir ist das egal, laß sie doch kommen! Ich tu nichts Verbotenes. Nun kriegt auch er langsam die Kurve: er trägt schon die Anti-AKW-Plakette.

SHARON: Nun sagt er, du und deine Gruppe, ihr werdet den Lauf der Welt ändern. Früher hat er Mutters Abenteuer nie ernst genommen. Aber nun sieht er im Fernsehen, wie viele sich bemühen, die Atomindustrie zu bremsen, wie überall was passiert und sieht seine Frau auf einmal als einen Teil einer wichtigen Sache. Ich machte nur die erste Demonstration mit, dann entschied ich, für die nächsten neun Monate nichts mehr davon hören zu wollen. Ich machte einen Bogen um die Informationsblätter, die einschlägigen Artikel in den Zeitungen. Ich war wütend, aber ich konnte es mir nicht leisten, mich näher damit zu befassen, ich entschloß mich, es zu verdrängen, und das tat ich. Ich sagte mir: »Mein Kind wird in Ordnung sein« und das war mein einziger Gedanke.

RUTH: Dafür haben sich Kathy und ich um so mehr Sorgen gemacht. Gleich als wir zurückgekommen waren, sagte ich es, und ich sagte es nur ein einziges Mal: vielleicht wäre es besser, wenn sie die Schwangerschaft unterbrechen und später noch einmal schwanger werden würde. Sie sagte, nein, das werde ich nicht tun, und damit war dieses Thema beendet. Diese neun Monate waren die Hölle, wir hatten eine furchtbare Angst. Als Roger mit dem Neugeborenen herunterkam, und ich es sehen konnte, diesen Augenblick werde ich nie vergessen.

ROGER: Es ist einfach nicht fair, den Kindern so etwas aufzubürden, schließlich werden sie es sein, die in vierzig Jahren, wenn die achtzig heute in Betrieb stehenden Atomreaktoren ausgebrannt sind, den Müll wegzuräumen haben und den zusätzlichen Atommüll von vierzig weiteren Jahren, das wird ihr Problem sein. Ich werde dann tot sein.

Es fällt mir schwer auszudrücken, wie sehr ich mir Sorgen mache um die Kleinen. Ich glaube, ich habe dieses Gefühl lange unterdrückt. Ich hatte Vertrauen in die Technologie.

Bist du denn gegenüber anderen Technologien auch so kritisch eingestellt?

ROGER: Ich bin wirklich gegen Atomkraft, aber ich trenne den Rest davon. Ich bin für jede Entwicklung und jeden Fortschritt. Ich bin für Automation. Für die Überwindung dessen, was wir heute haben, für das Vorwärtkommen. Aber Atomenergie ist sicher keine Hilfe.

SHARON: Du sagtest einmal, du würdest mit einem Gewehr zum Werk runtergehen, wenn dem Kind was passiert wäre.

ROGER: Ich wäre wahrscheinlich total ausgerastet.

Bist du denn in irgendeiner Weise aktiv?

ROGER: Wenn aber mein Kind nicht vollkommen gesund und normal zur Welt gekommen wäre, würde ich es sicher diesen Leuten dort anlasten. Was ich dann getan hätte, weiß ich nicht. Nun ist mein Kind okay, wir haben Glück gehabt.

Ist die Angst der Mütter berechtigt?

Schon ein Monat nach dem Unfall begannen die Behörden, ihre vorerst beruhigenden Zusicherungen einzuschränken: »Harrisburg-Folgen ernster als erwartet. Gesundheitsminister Califano bestätigt: Strahlendosis war doppelt so hoch.« (Süddeutsche Zeitung, 5.5.1979)

Jetzt müsse man als Folge des Unfalls mit einem zusätzlichen Krebstoten, einem weiteren Krebskranken und einem weiteren Fall vorgeburtlicher Schädigung rechnen.

Im November spricht die Presidents Commission dann schon von bis zu zehn zusätzlich zu erwartenden Krebsopfern.

Im Januar darauf erfährt man, daß vermutlich bereits 430 Kinder an den Folgen des Unfalls gestorben sind - so eine Studie des Lehrstuhls für Radiologie an der Universität Pittsburg. Während zur selben Zeit in den USA insgesamt die Kindersterblichkeit um 10% zurückging, stieg sie in den von der radioaktiven Wolke betroffenen Nordoststaaten an, und zwar mit zunehmender Nähe zum Kraftwerk.

Im Staat Pennsylvania stieg die Kindersterblichkeit um 32%, in Pittsburg (290 km westlich von TMI) schon um 65 % und in Harrisburg um 600%. Dieser Anstieg war in den Monaten Mai, Juni und Juli zu verzeichnen, im August sank die Kindersterblichkeit wieder auf ihre früheren Werte. Wie ist dieser plötzliche Anstieg zu erklären?

Bei dem Unfall sollen 10 Millionen Curie radioaktive Spaltprodukte in die Luft abgegeben worden sein, darunter 14 Curie radioaktives Jod 131. Die menschlichen Schilddrüsen nehmen Jod auf, sie können aber nicht zwischen normalem und radioaktivem Jod unterscheiden. So lagerte sich das radioaktive Jod auch in den Schilddrüsen der zur Zeit des Unfalls fünf bis sechs Monate alten Föten ab; in dieser Zeit beginnen die Schilddrüsen mit der Produktion von Hormonen, die das Wachstum des Embryos steuern sollen. Als die davon betroffenen Kinder im Juni und Juli zur Welt kamen, waren einige von ihnen so unterentwickelt, daß sie nicht lange überleben konnten.

Die Kinder, welche im August und später geboren wurden, blieben von dieser Gefahr verschont, weil ihre Schilddrüsen zur Zeit des Unfalls noch nicht so weit entwickelt waren.

Die schädliche Wirkung von Jod 131 auf ein Embryo ist hundertmal größer als auf einen Erwachsenen. Die amtlichen Stellen errechnen die für die Bevölkerung zulässigen Werte nach dem, was ein gesunder erwachsener Mann von 70 kg Körpergewicht verträgt. Die Bevölkerung aber besteht nicht nur aus 70 kg schweren Männern, sondern eben auch aus Frauen und Kindern.

Der Radiologe Ernest Sternglas, Autor der Studie, weist darauf hin, daß zu jedem dieser toten Kinder noch etwa zehn weitere weniger geschädigte zu rechnen sind: die Auswirkungen auf die Gesellschaft werden also viel größer sein, als die hier kurzfristig ansteigende Kindersterblichkeit. - Sternglas rechnet für die nächsten zehn, zwanzig Jahre mit mehreren tausend Toten. Er kommt zu diesem Ergebnis u. a., indem er einen Vergleich zieht aus der Sterblichkeitszunahme durch die radioaktiven Wolken, die aus den Atombomben-Tests der sechziger Jahre resultierten. Die geringe, aber breitgestreute radioaktive Einwirkung auf die Bevölkerung durch diese Fall-out-Wolke entspricht der Wirkung der Wolke aus Harrisburg. Daß die Schädigung durch Radioaktivität auch Jahrzehnte später noch Opfer fordert, zeigen die Zahlen aus Hiroshima; diese Zahlen finden in unseren Medien auffallend wenig Beachtung: »Mehr als die Hälfte der rund 370.000 noch lebenden Opfer der Atombombenabwürfe auf Hiroshima und Nagasaki leiden an Spätfolgen und sind in ständiger ärztlicher Behandlung. Etwa 2.500 Menschen kommen in jedem Jahr als Folge der vor 34 Jahren erlittenen Strahlenschäden ums Leben« (Frankfurter Rundschau, 9. 5. 1979)

»Jedes Jahr lassen sich allein in Hiroshima 100.000 Menschen untersuchen. Sie haben bei jeder Kleinigkeit Angst, daß die Strahlung doch noch wirkt«. (Frankfurter Rundschau, 8. 8. 1979). Das Schlimmste aber scheint mir, daß mit einer solchen radioaktiven Verseuchung nicht nur bei einem Unfall von der Größe wie in Harrisburg gerechnet werden muß; tatsächlich kann es passieren, daß solche Mengen radioaktiver Gase auch beim Normalbetrieb abgelassen werden, wie zum Beispiel im Atomkraftwerk Millstone (Connecticut, USA), aus dem im Jahre 1975 drei Millionen Curie radioaktive Gase und 10 Curie radioaktives Jod 131 - in TMI waren es 14 Curie Jod 131 - abgelassen wurden.

Dort verläuft die Kurve der Kindersterblichkeit exakt parallel zu der Menge an abgelassenen radioaktiven Gasen, wie man der Studie von Sternglas weiter entnehmen kann. In der Bundesrepublik geschieht es offenbar ebenso, daß Atomkraftwerke im Normalbetrieb die gesetzlichen Grenzwerte um ein Vielfaches überschreiten, zum Beispiel im AKW Obrigheim. In der Umgebung dieses Reaktors wurde laut Überwachungsbericht der Landesanstalt für Umweltschutz Baden-Württemberg eine radioaktive Verseuchung zwischen 50 und 230 millirem gemessen, das Doppelte bis Achtfache der zulässigen Werte - und das fünf Jahre lang. Das AKW Obrigheim hatte in dieser Zeit Lecks im Wärmetauscher. (Radioaktive Belastung durch das AKW Obrigheim. Beispiele für behördliche Vernebelungsmethoden, BBU 1978)

Als Dieter Teufel, Biologe am Institut für Energie- und Umweltforschung in Heidelberg, in dem für dieses Gebiet zuständigen Krankenhaus Mosbach vorsprach, bestätigte ihm der dortige Chefarzt spontan, daß in der fraglichen Zeit auffallend viele geistig behinderte Kinder geboren worden seien. Verweigerte dann aber die Einsicht in die Kartei mit der Begründung, das nahe Atomkraftwerk käme als Ursache dafür nicht in Frage, dort sei alles in Ordnung, er selbst habe das medizinische Gutachten für das Kraftwerk geschrieben. Beim Gesundheitsamt in Stuttgart fehlten - trotz der sonst gründlichen Datenerfassung - die Zahlen ausgerechnet aus der Zeit in der mit einem Anstieg der Mißgeburten gerechnet werden mußte.

Schließlich brachte die Regierung Filbinger am 10. Oktober 1975 einen Gesetzesantrag ein, wonach die bundesweite statistische Erfassung mißgebildet geborener Kinder abgeschafft werden sollte, mit der Begründung: «Der Entwurf bedeutet für die amtliche Statistik bei Bund und Ländern eine Reduzierung des bestehenden hohen Kapazitätsmangels (an Personal- und Sachkosten) im Gegenwert von etwa 6.000.000 DM. Damit wird eine dringend notwendige Freisetzung von Kapazitäten für die vordringlichsten Aufgaben im Rahmen eines konzipierten und zum Teil schon praktizierten Schwerpunktprogramms erreicht.» Dieser Antrag wurde abgelehnt.

Sechs Monate nach dem Unfall

1. Der kaputte Reaktor läuft immer noch.

Als die 144000 Menschen wieder in ihre Häuser zurückkehrten, hatte man ihnen versprochen, den Reaktor stillzulegen. Nach einigen Wochen schließlich mußten die Betreiber eingestehen, daß ihnen dies nicht möglich sein wird; im Reaktorkern sind die Steuerstäbe mit den Brennstäben zu einem einzigen großen Klumpen verschmolzen und können nun nicht mehr - wie es ihre Funktion wäre - die Kettenreaktion unterbrechen

2. Die Betreiberfirma Metropolitan Edison (kurz Met Ed genannt) möchte erneut radioaktives Gas und Wasser ablassen, das sich während des Unfalls in riesigen Mengen gebildet hatte.

3. Met Ed will den zweiten Reaktor auf Three Mile Island (TMI), den Block 1, wieder in Betrieb nehmen. Er war während des Unfalls abgeschaltet. Die Bürgerinitiativen der Ortschaften rund um TMI haben Einspruch erhoben; im Zuge der Untersuchung von Block 2 hat man auch in Block 1 bereits 42 Fehler entdeckt, zum Beispiel Blasen im Betonfundament. Aber vor allem kämpfen sie dafür, daß nicht nur technische Mängel des Werkes, sondern auch der psychische Stress, unter dem die Bevölkerung seit dem Unfall leidet, als Klagebegründung in diesem Genehmigungsverfahren akzeptiert wird.

Als ich im November 1979 in Harrisburg ankam, begann gerade eine Anhörung zu diesem Genehmigungsverfahren. Vor einem Ausschuß der NRC, der Atomkontrollbehörde, der für die Betriebsgenehmigung zuständig ist, durften drei Tage lang Bürgerinnen und Bürger fünfminütigen Reden ihre Meinung äußern. Einige dieser Reden nahm ich auf Band auf, aber zum Schluß merkte ich, daß es vor allem die der Frauen waren. Während die Männer immer von neuem die technischen Unzulänglichkeiten des Werkes aufzählten, berichteten die Frauen von ihren persönlichen Erfahrungen und den Konsequenzen, die der Unfall für ihre Familie gehabt hatte. Auch fiel mir auf, daß sich

mehr Frauen als Männer zu Wort meldeten; ich zählte nach: 62 Männer, von denen einige sogar für eine Wiederinbetriebnahme sprachen - und 81 Frauen; bei ihnen gab es keine Befürworterin.

Die Situation in dem riesigen Saal war für unerfahrene Redner - und das sind Frauen meistens - besonders einschüchternd: sie mußten nach vorne ins Scheinwerferlicht der Fernsehkameras an ein Mikrophon treten, vor ihnen saß auf einem hohen Podium der Ausschuß, zwei Männer und eine Frau, die dort oben mit unbewegten Gesichtern die massiven Vorwürfe gegen das Werk und gegen die Behörden über sich ergehen ließen.

Einige der Frauen brachen in Tränen aus, so schwer war es für sie - selbst ein halbes Jahr danach -, ihre Erfahrungen während des Unfalls noch einmal zu erzählen. Woher nahmen diese Leute den Mut, trotz all dieser Hindernisse hier ihre Meinung zu sagen, und warum sind es vor allem Frauen, die diesen Mut auf bringen? Warum sind hier die Frauen plötzlich politisch aktiv? Frauen, die sich nie hätten träumen lassen, als Radikale beschimpft zu werden, Reden zu halten und Flugblätter zu verteilen und das zumeist gegen den Widerstand des eigenen Mannes.

»Ich habe aus diesem Unfall gelernt, daß wir im Ernstfall keine Chance haben«

Nancy Prelisnik vor der Atomkontrollbehörde

Einige der Frauen brachen in Tränen aus, so schwer war es für sie - selbst ein halbes Jahr danach -, ihre Erfahrungen während des Unfalls noch einmal zu erzählen. Woher nahmen diese Leute den Mut, trotz all dieser Hindernisse hier ihre Meinung zu sagen, und warum sind es vor allem Frauen, die diesen Mut auf bringen? Warum sind hier die Frauen plötzlich politisch aktiv? Frauen, die sich nie hätten träumen lassen, als Radikale beschimpft zu werden, reden zu halten und Flugblätter zu verteilen und das zumeist gegen den Widerstand des eigenen Mannes.

Als ich Nancy und Georgia das erste mal beim Anhörungsverfahren sah, rechnete ich sie - gestützt auf das Vorurteil, wie Atomkraftgegner auszusehen haben - zur Gruppe der Befürworter, die in einer Ecke des Saals mit einer kleinen Armee von Anwälten und Firmensprechern das Hearing beobachtete. Beide waren aussergewöhnlich elegant gekleidet.

Nancys Mann ist Verwaltungsdirektor des Harrisburger Krankenhauses, und sie wohnen in einer Villensiedlung außerhalb von Hershey zwischen alten Generalen und anderen standesbewußten Nachbarn. Entsprechend isoliert fühlen sie sich dort, seitdem Nancy und ihr Mann sich öffentlich für die Schließung von TMI einsetzen.

»Herr Vorsitzender, verehrte Herren von der NRC und der Met Ed, ich danke Ihnen für die Gelegenheit, heute zu Ihnen sprechen zu können. Bitte entschuldigen Sie meine Verfassung, ich habe mich normalerweise unter Kontrolle. Vieles von dem, was heute hier gesagt wurde, ist mir sehr nahegegangen.

Ich bin von Beruf Krankenschwester und bin speziell ausgebildet für den Katastropheneinsatz. Ich habe Erfahrung mit Flutkatastrophen, Tornados und Erdbeben. Während des Vietnam-Kriegs war ich in der Luftwaffe, und ich kann Ihnen sagen, ich weiß, was Krieg bedeutet. Ich war immer ruhig und gefaßt und auf das Schlimmste vor bereitet.

Aber als an jenem Freitag der Aufruf zur Evakuierung kam, da waren meine Kinder in der Schule, mein Mann im Büro und ich zu Hause. Mein Wagen war in der Werkstatt. Ich hatte keine Möglichkeit, in die Stadt zu kommen; zu Fuß hätte es Stunden gedauert. Ich versuchte, die Schule zu erreichen, um zu erfahren, was sie mit den Kindern vorhatten; ich versuchte, meinen Mann zu erreichen, aber es war kein Durchkommen, alle Leitungen waren blockiert.

Ich geriet nicht in Panik. Ich fing an zu packen.

Aber mir war auch klar, daß ich meine Familie möglicherweise nicht wieder sehen würde. Ich hatte gedacht, wenn wir sterben müßten, daß wir es zusammen tun würden, als Familie. Oder daß wir wenigstens vorher noch die Möglichkeit hätten, uns voneinander zu verabschieden und uns unserer Liebe zu versichern.

Seit diesem Unfall bin ich innerlich wie abgestorben. Deshalb fällt es mir nicht schwer, mein Leben dafür zu geben, daß dieses Werk geschlossen wird, denn ich fühle mich jetzt schon so gut wie tot. Meine Fröhlichkeit, meinen bisherigen Lebensstil habe ich verloren, mein Vertrauen und meine Hoffnungen sind betrogen.

Das Kraftwerk ist immer noch entsetzlich gefährlich, und ich habe große Angst, vor allem nachts, zumal ich einige der Techniker aus der Nachtschicht kenne.

Ich habe aus diesem Unfall gelernt, daß wir im Ernstfall kaum eine Chance haben zu überleben und daß ich nicht erwarten kann, meine Familie noch einmal zu sehen. Es fällt nicht leicht, so etwas zu akzeptieren; und ich habe das Gefühl, daß ich das auch gar nicht akzeptieren sollte. Man erwartet von uns eine Opferbereitschaft, als ob sich unser Land im Kriegszustand befände. Man hat die verfassungsmäßigen Rechte und die Charta der Menschenrechte für uns aufgehoben - deshalb kämpfe ich hier so lange, bis dieses Werk für immer geschlossen ist und wir unsere Bürgerrechte wieder haben.

Sechs Wochen nach dem Unfall wurde ich schwanger. Ich ging zu verschiedenen Ärzten; keiner traute sich, mir zu einer Abtreibung zu raten und keiner konnte ausschließen, daß dem Kind nicht schon was passiert war. Die Entscheidung war schwer, aber ich entschied mich für eine Abtreibung. Das Atomkraftwerk ist nur fünfeinhalb Meilen von uns entfernt.

Der Beruf meines Mannes zwingt uns, die nächsten Jahre hierzu bleiben. An diesem Ort aber will ich kein Kind bekommen, selbst wenn man mir garantieren könnte, daß es gesund geboren würde, so bliebe doch weiterhin die Gefahr, daß es in zwei, drei Jahren Leukämie bekommt. Unsere bisher kerngesunde Katze ist nach dem Unfall sofort an Leukämie gestorben. Also blieb mir nichts anderes übrig, als mich sterilisieren zu lassen.

Mit der Nukleartechnologie ist es genau wie mit anderen technischen Errungenschaften: sie werden auf den Markt gebracht, ehe sie ausreichend getestet wurden. So ist es auch im medizinischen Bereich: Meinen Mann hat man in seiner Jugend wegen seiner Pickel radioaktiv bestrahlt; nachher hat man herausgefunden, wie gefährlich es ist.

Mein erstes Kind hat man während der Schwangerschaft geröntgt und danach in seinem ersten Lebensjahr hat man sich auch nicht davor geschaut. Dazu kommen danach alle »normalen« Röntgenaufnahmen und die natürliche Strahlenbelastung aus der Umwelt. Zählen Sie das einmal alles zusammen, ich weiß nicht, wie Sie dann das zusätzliche Ablassen von radioaktivem Gas rechtfertigen wollen.

Heute werden etwa zehn bis fünfzehn Prozent unserer Elektrizität mit Kernenergie erzeugt, also etwa drei bis fünf Prozent unseres gesamten Energiebedarfs.

Nun habe ich gelesen, daß die Herstellungskosten für diese Energie, nämlich der Uranbergbau, die Brennstabproduktion, der Kraftwerksbau, Transport und Entsorgung ebenfalls drei Prozent unserer gesamten Energie verbrauchen.

Das hieße, daß die Atomenergie gerade so viel Energie produziert, wie sie selber verbraucht, daß sie also faktisch gar keine erzeugt, auch nachdem wir bereits Billionen von Dollar in diese Industrie investiert haben. Ich möchte Sie hier bitten, Ihrerseits dieser Sache nachzugehen und diese Zahlen zu überprüfen.

Ich danke Ihnen.

»Beziehungen lösen sich auf. Freundschaften zerbrechen«

Gespräch mit Nancy Prelsnik

»Ich bin seit zwei Monaten nicht mehr dazugekommen aufzuräumen«, entschuldigt Nancy das Drunter und Drüber in ihrer Wohnung. »Ich schlafe auch nicht mehr als vier Stunden«, und sie ißt auch kaum, wie ich selbst feststellen kann. Sie ernährt sich in aller Eile mit Vitamintabletten.

Ständig wird unser Gespräch durch Anrufe unterbrochen, dann saust sie zu Georgia rüber, die Vorsitzende der Anti-AKW-Gruppe in Hershey ist, um das Treffen mit den Senatoren am nächsten Tag vorzubereiten.

Mit einigen anderen Frauen wollen sie nach Washington fahren, um ihren Senatoren von Pennsylvania eine Petition zu überreichen, in der die Schließung von TMI verlangt wird und die Kontrolle der Säuberungsarbeiten von TMI durch ein Gremium, in dem auch die betroffenen Bewohner vertreten sein sollen.

In Georgias Küche- welche Hausfrau hat schon einen eigenen Schreibtisch? - haben sie ihren Karteikasten aufgebaut und stellen nun in aller Eile die Fakten zusammen, die sie in Washington vortragen wollen.

Am nächsten Morgen fahre ich mit; wir quetschen uns zu sechst in Georgias Wagen. Nancy sitzt im Kofferraum und tippt auf der Fahrt ihre Notizen ab. Mit jedem Kilometer, den wir uns von TMI entfernen, wird mir leichter; denn mittlerweile hat auch mich diese unterschwellige Angst erfaßt. Auch ich horche jedesmal auf und zähle mit, wenn eine Sirene losheult: hört sie nach achtmal auf, ist es nur ein Feuealarm.

Als ich nach Harrisburg kam, hatte ich keine Ahnung davon, daß der Reaktor immer noch läuft und daß es jederzeit wieder losgehen kann, wie es denn auch zwei Monate später geschah. Im Wasserkreislauf, der den Kern kühlt, war ein Leck aufgetreten, wieder begann Kühlwasser auszufließen und hätte zur gleichen kritischen Situation führen können, wie am 28. März 1979; dieses Leck wurde erst nach sechzehn Stunden entdeckt, als bereits 3700 Liter radioaktives Wasser ausgeflossen waren, auch radioaktives Krypton Gas wurde bei dieser Gelegenheit abgelassen. War nun eingetreten, was viele Frauen bereits vermutet hatten, daß die Betriebsleitung einen anderen Weg finden würde, wenn sie keine behördliche Genehmigung zum Ablassen des Krypton-Gases bekommen würde?

In Washington angekommen, ist Nancy mit dem Tippen immer noch nicht fertig, nun ist auch Georgia mit den Nerven am Ende, aber die Gespräche mit den Senatoren in Washington klappen ausgezeichnet. Die Frauen sind gut vorbereitet und haben sich abgesprochen, wann welche das Wort ergreifen soll, und nun decken sie die beiden Politiker mit Fakten ein, daß deren Sekretäre beim Schreiben kaum mithalten können.

In den wenigen Monaten haben sich diese Frauen über alle technischen Fragen zum Unfall, zu den Folgen und zur Atomenergie so sachkundig gemacht, daß sie kein

Politiker mehr aus dem Konzept bringen kann. Daß sie als »Frauengruppe« zu den Senatoren kommen, hat seinen Grund darin, daß die Männer wegen ihrer Arbeit nicht mitfahren können und außerdem könnte ein zu großes Engagement gegen Atomenergie ihre Karriere behindern. Nancy: »Mir macht es nichts aus, auf die Listen der CIA zu geraten.«

Ich habe geheult vor dem Untersuchungsausschuß, weil ich so wütend war. Es kommt mir vor, als ob diese Atomkontrollbehörde und ich die Rollen getauscht haben: ich bin ja, wie gesagt, Krankenschwester. Jetzt fühle ich mich aber in der Rolle des Patienten. Meine Lebensweise, mein Gesundheitszustand wird zu einem großen Teil von ihnen bestimmt, sie alleine entscheiden.

Nun, wären sie der Patient und ich die Krankenschwester und ihr Leben läge in meinen Händen, ich könnte ihnen eine Überdosis geben, ich könnte mich entschließen, ihnen ihr Medikament nicht zu geben, ich könnte die Schläuche rausziehen, es gibt so viele Dinge, die ein Arzt oder eine Krankenschwester tun können, was weder als strafbar noch als vorsätzlich gelten kann, sondern schlicht Unachtsamkeit ist; außerdem kann man bei den Berichten etwas nachhelfen, damit es besser aussieht. Ich hab in meinem Beruf weder das eine noch das andere getan, aber so arbeitet die Atomkontrollbehörde.

Wenn ihr Leben in meinen Händen wäre, hätten sie es doch auch gerne, daß ich meinen Beruf in ihrem Interesse ausübe, daß mein ganzes Handeln und Fühlen davon geleitet ist, für Sie das Beste zu tun? Oder würden Sie wollen, daß ich so mit Ihnen umgehe, wie sie es mit uns tun? Wie würden Sie das finden? Jeder von Ihnen kann mal krank werden oder sich verletzen, wie andere Menschen auch. Wie möchten Sie dann gerne von uns behandelt werden?

Das hätte ich denen bei der Anhörung gerne gesagt.

Ich bin eine verantwortungsbewußte, gesetzestreue Bürgerin gewesen, ich habe immer gegeben - ich habe, selbst als Frau, im Krieg gedient, aus Pflichtgefühl.

Ich wußte über die Gefahren der Atomenergie schon Bescheid trotzdem hätte ich es nicht für möglich gehalten, daß sie ein ganzes Gebiet einfach abschreiben würden. Und genau das haben sie gemacht: sie haben uns abgeschrieben So ist es. Eine Evakuierung wäre nicht möglich gewesen Schließlich geht es ja doch nur ums Geld, und da hätte es keine vertretbare Möglichkeit gegeben, weder logistisch noch technisch - selbst wenn sie es gewollt hätten. Die Kosten wären so enorm geworden - wo hätten sie denn all die Leute hinbringen sollen? Es war schlicht undurchführbar.

Wenn sie es damit ernst gemeint hätten, dann hätten sie die Evakuierung hier sogleich bei Beginn des Unfalls anfangen müssen, um zum Beispiel am Sonntag, als die Wasserstoffblase zu explodieren drohte, damit fertig zu sein. Wenn man die Bücher liest über die Anfänge der Atomindustrie, kann man sehen, wie sie von Anfang an gelogen und gemogelt haben und alle Warnungen unter den Teppich kehrten. Die wirklich großen Forscher haben alle davor gewarnt, jene, die sich wirklich auskannten. Doch die Bankiers haben sich der Sache angenommen - all diese kranken Individuen - die haben das einfach durchgeboxt. Man hat ihnen diese Möglichkeit auch gelassen - ich habe nicht viel Respekt vor den Behörden der Eisenhower-Administration, das muß ich schon sagen.

Warum ich am Samstag beim Hearing vor der Atomkontrollbehörde angefangen hab zu heulen? Was die anderen dort erzählten, ist mir sehr nahegegangen, all die Gefühle, die man an diesen Tagen hatte, kommen wieder hoch. Und dann, als ich auch Pat Street weinen sah, war bei mir alles aus. Ich fürchtete, daß dadurch das, was ich zu sagen hatte, bei denen einiges an Glaubwürdigkeit verlieren würde; was immer ich dann sage, wischen die vom Tisch: »Ach, das ist ja nur so eine emotionale, hysterische Frau. Sie bringt keine Fakten, sie ist nicht logisch, sie ist nicht abstrakt, sie ist nicht objektiv, sie ist nur hysterisch!«

Warum haben sie denn auf einmal was gegen Emotionen? Warum sollen die nicht mit einfließen? Als sie vor einigen Wochen die Kambodscha-Hilfe im Kongreß durchboxten, worauf haben sie ihren Entschluß gestützt? Auf Emotionen! Warum sollen Emotionen in Ordnung sein für bestimmte Leute und bestimmte Zwecke und ein andermal sind sie's nicht?

Als wir flüchteten, hatte ich kaum Bargeld mit; Zeit, um zur Bank zu gehen, war auch nicht mehr, außerdem wäre das sinnlos gewesen, den Banken war nämlich bereits das Geld ausgegangen, die Leute hatten sich alle auf einmal ihre Ersparnisse abgeholt. Da mein Mann wegen seines Berufs nicht weg durfte und mein Wagen in der Werkstatt war, fuhren wir mit der Frau eines Kollegen meines Mannes; zwei Familien quetschten sich also in ein Auto, ich konnte nicht mehr als einen kleinen Koffer mitnehmen. So wohnten wir damit bei Leuten, die ich noch nie zuvor gesehen hatte. Das war ziemlich unangenehm, ich fühlte mich wie ein Flüchtling.

Bei einer natürlichen Katastrophe hat man immer was zu tun; entweder räumt man auf oder kümmert sich um Verletzte; und wenn aufgeräumt ist, kann man meist auch schon wieder zurück, das Gebiet ist normalerweise nicht hundert, zweihundert Jahre lang unbetretbar. Man kann also was tun, und wenn du was tust, kannst du deine Frustration verarbeiten, deine Angst, deine Wut, du mußt nicht immer dran denken - das ist viel besser.

Wir klebten also Tag und Nacht vor dem Fernseher und standen eine schreckliche Angst aus, denn unsere beiden Männer waren ja noch dort. Am Sonntagmorgen versuchte ich ein letztes Mal, meinen Mann zur Flucht zu bewegen. Aber er blieb.

Bereits am Samstag hatte ich begonnen, mich innerlich auf ein Leben ohne ihn einzurichten: ich würde zurück nach Minnesota gehen und bei meiner Schwester leben, bis ich wieder Arbeit gefunden hatte. Sie ist unverheiratet, und wir verstehen uns gut. Ich würde noch mal von vorne anfangen, ohne meinen Mann. Ich hatte ihn abgeschrieben. Als er dann nach einer Woche kam, um uns abzuholen, ließ ich ihn nur noch auf Armeslänge an mich heran. Ich wollte diesen Schmerz nicht noch einmal durchmachen, wenn es vielleicht in ein paar Wochen wieder kritisch würde, also blieb ich auf Distanz.

Wenn wieder ein Unfall passieren sollte und es kommt zur Kernschmelze, wird mich keiner hier wegkriegen. Strahlentod ist keine sehr angenehme Sache, er ist sogar äußerst schmerzhaft, deshalb würde ich es gerne so schnell wie möglich hinter mich bringen. Ich hätte gerne, wenn wir dann alle zusammen wären. Vermutlich würden wir dann Selbstmord machen. Das wäre sicher sinnvoller, als auf der Flucht eine geringere Dosis abzukriegen und dafür noch einen Monat dahinsiechen zu müssen.

Natürlich würde ich hier lieber heute als morgen wegziehen, zumal, die Aufräumarbeit im Kraftwerk viele Jahre dauern wird und die dort selbst nicht daran glauben, daß sie das schaffen, ohne noch mal Radioaktivität abzulassen. Was übrigbleibt, ist dann immer noch eine Deponie von hochradioaktivem Abfall, und wer will schon neben so was wohnen? Mein Mann will aber nicht wegziehen, er hat sich als Verwaltungschef im Harrisburger Krankenhaus für mehrere Jahre verpflichtet; bricht er diesen Vertrag, wird er kaum woanders einen vergleichbaren Job finden.

Nach meiner Abtreibung verbrachte ich einige Zeit bei meiner Familie in Minnesota - sogar die eigene Familie, die dir sonst glaubt und vertraut und mit dir mitfühlt, sogar die eigene Familie fängt an, sich innerlich von dir zurückzuziehen: sie meinen, du übertreibst ein bißchen. Dabei haben wir hier alle einen starken Druck, über unser Unglück zu sprechen, und zwar immer wieder - auch bei anderen Krisen, zum Beispiel Todesfällen, ein bekanntes Phänomen - wir müssen es uns von der Seele reden. Aber viele wollen nicht zuhören, oder sie werden nach einer Weile ungeduldig.

Ich habe mich aus allen bisherigen Aktivitäten in der Gemeinde zurückgezogen, um mich voll auf diese eine Sache zu konzentrieren.

Wie sieht denn bei dir eine normale Woche aus?

NANCY: Ob nun Met Ed öffentlich auftritt, die Atomkontrollbehörde vorbereitende Hearings macht, die Presidents Commission herkommt oder ob eine Anti-AKW-Gruppe ein Treffen macht oder wir alle zusammen ein Teach-in auf die Beine stellen: ich gehe hin. Manchmal sind es bloß zwei, drei solcher Veranstaltungen die Woche, manchmal sind es gleich mehrere an einem Tag.

Bei manchen geht man hin, um eine Aussage zu machen, bei anderen leitet man die Veranstaltung oder man organisiert den Büchertisch. Beim Teach-in in Harrisburg war unsere Gruppe für die Verpflegung verantwortlich. Oder man stellt das Programm zusammen, besorgt Filme, lädt Redner ein, und bei vielen Treffen ist man nur Beobachter.

Dann gehen wir auf Demonstrationen - das haben wir zuvor nie gemacht - verteilen Flugblätter, sammeln Unterschriften.

Zwei, drei Tage in der Woche bin ich im Regierungsgebäude in Harrisburg, dort gräbt man nach Gesetzestexten und Verordnungen oder spricht mit Abgeordneten und Senatoren, versorgt sie mit Informationen, macht Druck mit Unterschriftensammlungen: jede der zahlreichen örtlichen Anti-AKW-Gruppen um TMI herum fordert nun ihre gesetzlichen Vertreter auf, sich gegen eine Wiederinbetriebnahme auszusprechen.

Viele Leute hier glauben immer noch, daß Atomenergie sicher, zuverlässig und billig sei, zum Beispiel meine unmittelbaren Nachbarn hier - die grüßen mich überhaupt nicht mehr, seitdem ich Jane Fonda und Tom Hayden, als sie hier waren, herumgefahren habe: »Wie konnte ich nur so etwas Schreckliches tun!« -

Neulich waren wir zu einem Essen eingeladen, aber das war dann auch höchst unerfreulich: die anderen Gäste, etwa sechs Ehepaare, sind alle nicht in der Anti-AKW-Bewegung und vertrauen deshalb mehr darauf, was die andere Seite sagt. Alles gebildete Menschen, Leute in einflußreichen Positionen. Sie unterhalten sich über allerlei Belanglosigkeiten und wissen nicht mehr als der Mann im Mond darüber, was hier um sie herum passiert. Natürlich wollen sie auch nichts erfahren, sie gehen weiterhin zweimal wöchentlich ins Kino, machen Reisen, tun all die Dinge, die sie vorher taten und kümmern sich um rein gar nichts. Und das sind die Menschen, die ich früher mochte! Ich habe sie alle sehr geschätzt. Nicht nur, daß sie nicht wissen wollen, was du zu sagen hast: hinter deinem Rücken - manchmal auch ganz offen - halten sie dich für einen armen Spinner; Beziehungen lösen sich auf, Freundschaften zerbrechen. Du bist auf einmal nur noch mit Leuten zusammen, die in der gleichen Weise aktiv sind wie du selbst.

»Dieses Betonungeheuer hat hier, auf der guten alten Erde von Pennsylvania, keinen Platz«

Michelle Siewert vor der Atomkontrollbehörde

Ich bin Michelle Siewert, ich wohne in Etners, zwei Meilen von TMI entfernt. Monatelang habe ich andere für mich reden lassen, nun sollte ich wohl auch etwas tun: Wie unzählige andere habe ich versucht zu vergessen, was am 28. März geschehen war. Jedesmal,

wenn ich die Sitzungen unserer Bürgerinitiative besuchte, bekam ich mehr Angst. Wahrscheinlich fühlt man sich um so besser, je weniger man erfährt.

Ich legte mir deshalb die sogenannte TMI-Blindheit zu; Zeitungsartikel zu unserem Problem interessierten mich fortan nicht mehr. Das war keine Gleichgültigkeit - bitte verstehen Sie mich richtig -, sondern ein Fluchtversuch; ein simpler Abwehrmechanismus, um diesen Stress durchstehen zu können.

Ich weiß nicht, wo ich anfangen soll, um auszudrücken, wie sehr dieser Vorfall unser Leben verändert hat. Bisher fand ich zu Hause Schutz und Geborgenheit. Jetzt ist es ein Ort der Angst und Ungewißheit. Hilflos sehen wir zu, wie einige Leute aus kapitalistischen Motiven unser persönliches Leben kontrollieren.

Ich möchte nicht mehr hier leben, aber ich kann nicht wegziehen. Ich habe Freunde verloren; die Elektrizitätsgesellschaft hat sie aus ihren Häusern getrieben. Welches Verbrechen habe ich eigentlich begangen, daß ich nun hier mit meinem Haus festsitze?

Ich habe mich an das falsche Versprechen geklammert, daß die dünnen Wände meines Hauses vor der verseuchten Luft draußen schützen würden. Ich hatte nicht gedacht, daß es so schwer sein würde, eine Familie zu planen, nun werde ich vor lauter Angst nicht wieder schwanger. Met Ed hat vor, das Gas einfach an die Umgebung abzulassen, eine Frau, vor allem in den ersten drei Monaten der Schwangerschaft, wird dann ein großes Risiko eingehen.

Oft, wenn ich abends meinen Sohn in den Schlaf wiege, fühle ich nicht Ruhe und Frieden mit dem kleinen Körper in meinem Arm, sondern Angst und Verzweiflung, Angst davor, was diesem Kind bevorsteht, das ich so sehr zu beschützen versuchte und doch nicht konnte.

Hier stehe ich vor ihnen mit einem vollkommen gesunden Körper aber vielleicht bin ich oder mein Sohn schon in wenigen Jahren nur noch Statistik. Ich hab was dagegen, für Sie Versuchskaninchen zu spielen. Aber man hat mir keine Wahl gelassen, der Versuch hat schon vor Monaten begonnen.

Was die Großkopfeten uns als narrensicheres System anpriesen, erwies sich als eine Zusicherung von Narren.

Meiner Meinung nach müßte Met Ed nach dieser schmachvollen Geschichte die Betriebsgenehmigung entzogen werden. Es waren technisches Unvermögen und schlichtes Profitdenken, die zu dieser Katastrophe führten. Vor aller Welt haben sie ihre Menschenverachtung demonstriert. Daß man ihnen nicht trauen darf, haben sie gründlich bewiesen.

Wie kommt es, daß so ein Verein ungestraft in unser Privatleben eindringen und aus den demokratischen Grundrechten, auf die dieses Land gegründet ist, eine Farce machen kann? Die Stimme des Volkes, ist das nur noch ein Flüstern heute? Wenn das radioaktive Gas und das Wasser, das sie demnächst ablassen wollen, so harmlos ist, wie sie sagen, dann hätte ich gerne, daß die Verantwortlichen solange in einem Fesselballon über dem Werk schweben.

Eine Wiederinbetriebnahme von TMI würde das Vertrauen in die Regierung und die Wirtschaft endgültig ruinieren. Dann wäre für alle klar, daß es der allmächtige Dollar ist, der uns regiert. Wir, die Menschen von Newberrytown, wir kämpfen um unser Überleben, und das wird ein langer Kampf werden. TMI war für uns alle die Hölle auf Erden. Dieses Werk, dieses Betonungeheuer hat hier, auf der guten alten Erde von Pennsylvania, keinen Platz.

»Wir sind Geiseln unserer eigenen Regierung und einer Firma, für die Profit wichtiger ist als die Menschen«

Louise Fleck vor der Atomkontrollbehörde

Bei der Anhörung vor der NRC ergriffen keineswegs nur die jüngeren Frauen das Wort; ein guter Teil der Rednerinnen waren Fünfzig- und Sechzigjährige. Als einer der (in Harrisburg seltenen) langhaarigen Atomkraftgegner vor der NRC seine für diese Gegend ungewohnt aggressive Rede mit dem Ausruf schließt: »Das werde ich nicht hinnehmen!« ruft jemand aus dem Saal hinter mir: »Ich auch nicht!« Als ich mich umdrehe, sehe ich, daß in der Richtung, aus der der Ruf kam, eine «süße alte Dame» sitzt, silbrige Löckchen umrahmen ein freundliches Gesicht. Auch sie geht nach vorne ans Mikrofon:

Mein Name ist Fleck, Louise Fleck.

Ich war Verwaltungssekretärin im Justizministerium. Ich konnte mich vorzeitig pensionieren lassen; ich hatte mehr Glück als all die anderen, die trotz der Angst hier weiter wohnen müssen. Mein Mann und ich, wir haben beide unser Leben lang gearbeitet, wir wollten unseren beiden Töchtern ein Studium ermöglichen. Die eine ist jetzt Anwältin, die andere Ärztin, wir sind sehr stolz auf sie; im Mai sind sie fertig geworden. Wir hätten gerne ein Fest gefeiert und unseren Freunden gezeigt, wie stolz wir auf sie sind. Daraus ist nichts geworden; seit März sind wir nicht mehr zu Hause.

Wir sind gegangen, als angekündigt wurde, daß eine Kernschmelze bevorstehe, doch zuvor waren wir noch bei allen Familienmitgliedern und Freunden; wir baten sie, mit uns zu kommen.

Wir fragten meinen Bruder - er hatte gerade ein neues Haus gekauft und war damit weitere finanzielle Verpflichtungen eingegangen. Er ist Stahlarbeiter und muß mindestens noch vier Jahre arbeiten, bevor er seine Rente in Anspruch nehmen kann, und er hat Kinder, die er aufs College schicken will. Er sah keine Chance für sich, woanders neu anfangen zu können in seinem Alter.

Dann war da seine Schwiegermutter, sie lag auf der Couch, an eine künstliche Niere angeschlossen. Wir baten sie wieder: »Kommt doch mit!« aber es ging nicht. Schweren Herzens ließen wir sie alle zurück.

Schließlich merkten wir, daß Weggehen auch keine Lösung brachte. Man hatte nämlich nicht nur uns hier angelogen, auch die anderen Menschen überall in diesem Land hatte man im unklaren gelassen, in Kalifornien, Montana, überall wo wir hinkamen: Waffen, Sprengköpfe, Atommülllager... nirgends war ein Platz, an dem wir uns hätten sicher fühlen können. Also kamen wir wieder zurück, das Problem muß hier gelöst werden.

Ich will wieder mit meiner Familie und meinen Freunden zusammensein. Und glauben Sie mir, sollte dieses Werk wieder in Betrieb gehen, werden die Menschen aus dem ganzen Land hierherkommen, und ich werde dabei sein. Ich glaube nicht an Gewalt, Gewalt führt zu Gewalt. Sollte es aber dazu kommen, wird Ihre Entscheidung dafür verantwortlich sein.

Als über die Amerikaner berichtet wurde, die im Iran als Geiseln genommen wurden, dachte ich, daß das wirklich eine sehr schlimme Sache ist, aber sie sind wenigstens Geiseln eines fremden Landes.

Wir hier aber sind Geiseln unserer eigenen Regierung, ihrer Aufsichtsbehörde und einer Firma, für die Profit wichtiger ist als Menschen.

Als einer meiner Vorredner sagte, daß jene hier, die für eine Schließung des Werks sprechen, dies aus sehr persönlichen Gründen täten, hat er den Nagel auf den Kopf getroffen: Ich habe tatsächlich ein sehr persönliches Interesse an meiner Familie, an meinen Verwandten, an meinen Freunden, an meinem Haus - ich will wieder hier leben können.

Mit Louise verabrede ich mich gleich für den kommenden Sonntag; ich glaube, ich bekam dabei einen kleinen Einblick in das » andere Amerika«.

Die Wut ist groß bei Louise, aber auch die Angst. Viele Eltern der heute Aktiven waren früher auch sozialkritisch und links, haben es heute aber sehr schwer, wieder aktiv zu werden; die Angst aus der McCarthy-Zeit, die Angst vor den Verhören und Berufsverboten lastet immer noch auf ihnen. So wehrt sich Louise mit Entschiedenheit dagegen, daß ihre Tochter, die sie zu unserem Gespräch begleitet hat und gerade ihr Studium als Anwältin abgeschlossen hat, mit auf das Foto kommt: ob ich nicht auch glaube, daß ihr, Louises, heutiges Engagement der Laufbahn ihrer Tochter schaden könne?

Und dann ist da die Wut darüber, daß die Regierung sie immer im unklaren über die Gefahren der Radioaktivität gelassen hat; ihr Mann war früher im Uranbergbau tätig, »wir glaubten an die Verheißungen des atomaren Zeitalters«, und sie zog mit ihren Kindern in das radioaktive Uranabbaugebiet.

»Jetzt schäme ich mich, daß sich mein ganzes Leben nur um meine Töchter gedreht hat und ich mich nie um diese Dinge gekümmert habe!«

Sie und ihr Mann sind Mitglieder der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit, eine der großen alten linken Organisationen in Amerika. Sie spenden Geld für TMI-Alert und versuchen, ihre Mitglieder gegen das Atomprogramm zu aktivieren. Auf ihrer Flucht im Wohnwagen durch die Staaten halfen Louise und ihr Mann, wo immer sie eine Anti-AKW-Gruppe fanden und hielten Reden über Harrisburg auf deren Versammlungen.

LOUISE: Im Zweiten Weltkrieg ging ich als Freiwillige zur Marine. »Ich bin sehr patriotisch. Und wenn ich meine Regierung kritisiere, so glaube ich, ist das mein Recht als Bürgerin. Denn ich möchte, daß dies ein Land wird, auf das ich stolz sein kann, und daß dieses Land keine Menschen mehr tötet, nirgends auf dieser Welt.

Warum hält die Regierung denn so sehr an diesem Atomprogramm fest, es gäbe doch so viele andere Möglichkeiten?

LOUISE: Sie brauchen das Plutonium aus den Atomkraftwerken, um ihre Atombomben herzustellen. Weswegen sonst wohl? Wenn, wie die eine Dame gestern sagte, allein 3 % des nationalen Energieaufkommens gebraucht werden, nur um die Brennstäbe herzustellen und wir dann aus den Reaktoren wiederum nicht mehr als 3 % des nationalen Energieaufkommens zurückbekommen?

Wenn sie uns dazu zwingen, ist das überhaupt nicht demokratisch. Und wenn wir sehen, wie groß das Risiko ist, das sie uns damit zumuten, dann glaube ich, sollte das Volk zurückschlagen, wir sollten uns die demokratischen Rechte zurückholen, man hat sie uns nämlich weggenommen.

Es sind aber nicht alle Ihre Landsleute gegen Atomenergie...

LOUISE: Wenn man ihnen die Fakten dazu geben würde und man dann ein Referendum machen würde, wäre auch ihre Antwort »nein«.

Zum Beispiel die Geiselnahme im Iran. Wir bekommen hier auch keine Information darüber, warum die Iraner auf die Amerikaner so wütend sind. Der demokratisch

gewählte Mosadegh - der CIA hat ihn umgebracht. Und dann haben sie den Schah eingesetzt. Wenn die Leute hier das wüßten, dann würden sie ihm kein Asyl geben. Denn das Volk selbst ist gut. Wie überall auf der Welt. Wenn's nur um uns ginge, wir hätten mit niemandem Streit. Aber die multinationalen Firmen wollen den Kampf - dann sollen sie doch kämpfen, aber ohne uns!

»Mein Unschuld, meine Vertrauensseligkeit - das ist alles weg«

Paula Kinney vor der Atomkontrollbehörde

Mein Name ist Paula Kinney, ich bin Hausfrau und Mutter und wohne in Middletown. Für unsere Kinder haben mein Mann und ich von Anfang an Opfer gebracht, unter anderem haben wir mit dem Rauchen aufgehört, was uns außerordentlich schwerfiel. Jeden Monat haben wir sie vorsorglich zum Arzt und zum Zahnarzt gebracht. Meine Rechnung beim Gemüsehändler ist enorm, ich möchte meine Kinder möglichst gesund ernähren.

An einem einzigen Tag hat nun diese Firma aus Gier, Gleichgültigkeit, Nachlässigkeit, was auch immer, all unsere Mühen und unsere Vorsicht hinfällig gemacht. An einem einzigen Tag im letzten März. Diese Sache ist so unglaublich, sie ist schlimmer als ein Alptraum, denn aus einem Alptraum kann man aufwachen und er ist vorbei.

Ich habe meinen Charakter verändert, und Met Ed ist schuld daran; meine Unschuld, meine Vertrauensseligkeit, meine Unbeschwertheit, das ist alles weg. Ich traue keinem mehr. Ich mag mich nicht, wie ich jetzt bin; aber ich kann's nicht ändern.

Es ist, als hätte man mich vergewaltigt, beraubt und zusammengeschlagen und niemand kümmert's, ja, sie wollen es eigentlich gar nicht hören. Ich hab nie was zu tun gehabt mit der Frauenbewegung. Ich bin immer zufrieden gewesen mit meinem kleinen Leben, meiner Familie, den Kochtöpfen und diesem Vertrauen darauf, daß sich unsere Regierung um alles kümmert. Ich hatte keine Probleme. Doch je mehr ich mich in diese Sache einlasse, um so stärker wird mein Gefühl, daß ich bereit bin, alles dafür zu geben - und ich meine wirklich alles -, um dieses Werk zu schließen.

»Die Menschen in dieser Gegend werden nicht aufgeben, niemals«

Sandra Nevius vor dem Untersuchungsausschuß

Ich bin Sandra Nevius und komme aus Harrisburg.

Ich werde mich kurz fassen; vor fünf Jahren hatte ich ein schreckliches Erlebnis: ich verlor meinen Mann, er stürzte vom Gebäude, auf dem er arbeitete. Ich traf dann einen Arzt, der mich warnte. Er sagte, 50% der Witwen und Witwer würden innerhalb der

folgenden drei Jahre nach diesem Erlebnis eine schwere Krankheit entwickeln, die meist auch zum Tod führt.

Da sagte ich mir, das wirst du nicht zulassen, du wirst die Kontrolle über dich behalten. Und das habe ich.

Was wir hier mit TMI erlebt haben, war auch solch ein traumatisches Erlebnis; ich kann Ihnen versichern, es war für mich sogar schlimmer als der Tod meines Mannes. Denn hier hatte ich überhaupt keine Kontrolle mehr darüber, was mit mir geschieht. Aber, lassen Sie es sich gesagt sein, ich werde nicht aufhören, ich werde kämpfen, mit ganzem Herzen und mit ganzer Seele, bis zum Ende.

Wir sind ausgeliefert, aber wir versuchen nun, Kontrolle zu gewinnen, doch die NRC, die Regierung, die Elektrizitätsgesellschaften verhindern es. Aber seien Sie sicher, die Menschen aus dieser Gegend hier werden nicht aufgeben, niemals. Ich danke Ihnen.

»Sie werden das Werk schließen müssen«

Gespräch mit Kathy McCaughin in Harrisburg

Am Ende meines Aufenthalts in Harrisburg wollte ich noch einmal mit Kathy sprechen; im Verlauf der vielen Gespräche hatte sich mir immer mehr die Frage aufgedrängt, wie bedeutungsvoll diese Bewegung gegen TMI tatsächlich ist bei allem Engagement der einzelnen betroffenen Männer und Frauen – wie groß die Chancen, das Werk zu schließen, sind und wie dies erreicht werden könnte.

Mich hatte zum Beispiel verwundert, daß ein Teil der Gegner von TMI zwar gegen dieses eine Kraftwerk in «ihrem Vorgarten» sind, aber keineswegs gegen Atomenergie allgemein. So distanziert sich die Gruppe aus dem Kleinstädtchen Middletown von den »Radikalen« in Harrisburg, die grundsätzlich gegen Atomkraft sind. Auch stieß ich fast überall auf Unverständnis bei meiner Frage, ob die kritische Einstellung gegenüber Atomenergie sich auch auf andere Technologien und andere Umweltfragen wie Verkehr und Chemie ausdehne.

So radikal sich die einzelnen über TMI äußern, so haben sie doch immer noch eine tiefe Angst, als Radikale zu gelten. Ihre Wut entspringt nicht in erster Linie der intellektuellen Forderung nach Umweltschutz, sondern ihrem beleidigten Besitzdenken: da hat ihnen doch ein Konzern ein dermaßen gefährliches Ding einfach so in ihren Vorgarten gestellt, und nun ist dieser Konzern nicht einmal mehr finanziell in der Lage, den angerichteten Schaden wieder in Ordnung zu bringen. Das ist es, was den durchschnittlichen Hausbesitzer (und 50 % der Bevölkerung dort hat ein eigenes Häuschen) zu allererst in Rage bringt. Ich teile meine Verwunderung Kathy mit.

Du erwartest einen viel zu großen Schritt. Wir sind hier in einer sehr konservativen Gegend. Zu beachten ist zum Beispiel, daß sich sehr viele nun für alternative Energie interessieren und versuchen, selbst was auf ihr Haus zu bauen. Und dann ist auch politisch mächtig was in Bewegung gekommen: In den ersten Monaten nach dem Unfall, als der erste Schreck vorbei war, fingen die Leute an, schreckliche Dinge über die Regierung zu sagen. Ich war ganz erschrocken, sie sagten Dinge, die ich schon seit zehn Jahren sage. Mein Gott, dachte ich, all diese Leute sagen auf einmal solche Sachen! Ich

dachte, das legt sich wieder. Aber es legt sich nicht! Die Regierung ist für sie nicht mehr unfehlbar, und du hast keine Ahnung, für wie perfekt sie ihre Regierung hielten. Ich glaube sogar, wenn das, was jetzt im Iran passiert, vor einem Jahr gewesen wäre ... als ich von der Geiselnahme erfuhr, dachte ich, jetzt haben wir Krieg ... aber nein, die Reaktion in der Bevölkerung ist äußerst gedämpft. Die Amerikaner ahnen langsam, daß die Demütigung, die sie jetzt einstecken müssen, möglicherweise etwas mit ihrer früheren Politik im Iran zu tun haben könnte. Noch vor einem Jahr wären sie nicht in der Lage gewesen, diese Zusammenhänge zu sehen.

Einige unserer jetzigen Mitstreiter sind dieselben, die uns zusammenschlugen, als wir wegen Vietnam auf die Straße gingen, die uns bespuckt haben, die uns sagten: »*Love it or leave it*«

Bis zum 28. März 1978 war die Anti-AKW-Bewegung völlig unbedeutend in diesem Land; doch nach dem Unfall schossen die Gruppen überall ins Kraut, es ging drunter und drüber, unsere Gruppen hier machen schwere Auseinandersetzungen durch, weil sie alle das über stürzte Wachstum noch nicht verarbeitet haben. Die Anti-AKW-Bewegung in den USA hat keine nationale Organisationsstruktur; überall, wo es ein Werk gibt, da gibt es auch eine Gruppe, aber es gibt keine übergreifende Struktur, die zum Beispiel einen Erfahrungsaustausch garantieren könnte: Wir verlieren viel Zeit dabei, alle Fehler selber zu machen.

Die Bürgerrechtsbewegung und die Anti-Kriegsbewegung waren beide auch auf nationaler Ebene gut durchorganisiert, und sie hatten führende Köpfe; uns fehlt beides noch.

Denn ein wesentlicher Unterschied zwischen der amerikanischen und der deutschen Bewegung ist, daß wir eine charismatische Führerfigur brauchen; Amerika ist ein im Grunde völlig unpolitisches Land.

Die Hälfte der Bevölkerung hier wählt nicht einmal. Wir nehmen Politik nicht ernst. Ihr in Deutschland wählt nicht nur Köpfe, ihr wählt auch Programme, eure Parteien vertreten jedenfalls eine bestimmte Position. Hier gibt es absolut keinen Unterschied.

Aber daß die Bewegung hier einschläft, darüber braucht man sich wirklich keine Sorgen machen; fast täglich sickern neue Informationen durch, die zeigen, daß der Unfall noch schlimmer war, als wir dachten.

Oder es taucht so was auf, wie jene Studie der Heidelberger Gruppe (die Studie war in allen führenden Blättern in den USA abgedruckt worden »Radioaktive Kontamination in der Umgebung kerntechnischer Anlagen, Analyse der amtlichen Umgebungsüberwachung«. BBU 1977) die beweist, daß die Strahlenbelastung durch ein Kernkraftwerk selbst im Normalbetrieb wesentlich höher ist als angenommen und erlaubt. So was hält die Leute ständig in Aufruhr. Und nun will Met Ed (die Betreiberfirma) auch noch das Gas ablassen. Wir kommen einfach nicht zur Ruhe. .

Die Hearings, die du gesehen hast, das war bloß Show. Die dort vorgetragenen Fakten werden keine direkte Berücksichtigung im Genehmigungsverfahren finden. Neu war aber daran, daß die drei Mitglieder der Genehmigungskommission drei Tage lang der Bevölkerung ausgesetzt waren und sich Horrorgeschichten anhören mußten, von denen man hoffen kann, daß sie ihnen noch eine Weile auf dem Magen liegen werden.

Sie werden das Werk schließen müssen. Einfach weil die Leute hier eine Wiederinbetriebnahme nicht zulassen werden. So weit sind wir allerdings noch nicht, daß uns das gelingen würde. Im Augenblick beschäftigen wir noch die Gerichte, die Chancen, daß wir dabei gewinnen werden, sind ganz gering, aber wir gewinnen Zeit: etwa zwei Jahre.

Zeit, um noch mehr Leute zu organisieren; denn es gibt einen großen Widerstand in der Bevölkerung, der jetzt noch nicht zum Tragen kommt, weil er noch nicht organisiert

ist, zum Beispiel die Bauern um TMI, die mehr noch als die anderen von der Verseuchung existentiell betroffen sind, die sind noch überhaupt nicht organisiert.

Wir werden jede legale Möglichkeit ausschöpfen, aber dann, wenn sie trotz allem die Wiederinbetriebnahme genehmigen, dann werden die Leute die Sache selbst in die Hand nehmen.

Wie soll das aussehen?

KATHY: In so einem Fall die Insel zu besetzen wäre der größte Blödsinn. Man könnte verhindern, daß die Arbeiter auf die Insel gelangen, das kann aber die bereits gefährliche Situation im Werk noch verschärfen.

Nein. Ich würde meinen, wir sollten uns nicht auf das Werk konzentrieren, lieber was anderes ins Auge fassen, zum Beispiel den Amtssitz des Gouverneurs.

Man kann ja auch eine Stadt »stilllegen«, zum Beispiel Middletown. Die Frage für uns ist, ob die Regierung soweit gehen wird und US-Truppen hierher bringt, um gegen amerikanische Bürger vorzugehen, die ihr Recht auf Leben, Freiheit und Glück verteidigen.

Darum, wie ich schon sagte, müssen wir in der Lage sein, wenn wir im Genehmigungsverfahren nicht Recht bekommen, Central-Pennsylvania »stillzulegen«, Harrisburg »stillzulegen«, Middeltown stillzulegen. Einfach nicht mehr zur Arbeit zu gehen, den Müll nicht mehr abzuholen, die Straßen nicht mehr zu reparieren, Sit-Ins zu veranstalten . . . Wir haben noch zwei Jahre Zeit, uns das alles auszudenken - die Frage ist vielmehr, werden wir es bis dahin schaffen, genug Leute zu organisieren, denn bis jetzt besteht die Bewegung hauptsächlich aus weißer Mittelklasse.

Welche Chancen gibt es, in diesem Genehmigungsverfahren zu gewinnen und die Wiederinbetriebnahme legal zu verhindern?

KATHY: Die NRC (Atomkontrollbehörde) ist durch den Unfall furchtbar bloßgestellt worden; die Presidents Commission bescheinigt ihr Inkompetenz. Aber die NRC ist ein riesiger Apparat, und so eine Bürokratie läßt sich nicht gern für überflüssig erklären. Nun geht es um ihre Pöstchen, und es kann sein, daß sie drauf aus sind zu zeigen, wie ernsthaft sie dieses Werk prüfen und daß sie nicht die Deppen sind, für die man sie mittlerweile hält.

Dann ist da noch die Atomindustrie, die hält Ausschau nach einem Sündenbock; kann sein, daß es Metropolitan Edison trifft.

Auch die Regierung möchte nichts lieber, als diese Geschichte hinter sich bringen, das Werk schließen, es säubern, die Rechnungen bezahlen und Gras über die Sache wachsen zu lassen.

Wenn sie es aber schließen, werden sie damit einen Präzedenzfall schaffen, der auf ganz viele andere Werke anwendbar sein wird.

Denn: Block I ist ein voll genehmigtes Werk und es hatte nie einen Unfall, es gibt keinen Grund, dieses Werk auch nur einen einzigen Tag länger nicht in Betrieb zu nehmen. Sie müssen also einen Grund konstruieren. Und das könnte so aussehen:

Wenn sie es schließen, weil der Reaktor daneben einen Unfall hatte, können sie sich auch alle anderen Großanlagen mit mehreren Reaktorblöcken in den Kamin schreiben. Anlagen mit bis zu acht Blöcken sind jetzt der große Hit, sie sind effizienter. Ein solcher Schließungsgrund würde bedeuten, daß, wenn einer der Blöcke kaputtgeht, man die anderen auch nicht mehr betreiben kann; das wäre das Todesurteil für die Großanlagen.

Nehmen sie als Grund zur Schließung einen Konstruktionsfehler, muß es einer sein, den sie nicht korrigieren können. In diesem Fall aber verlieren sie mit einem Schlag elf weitere Reaktoren, weil sie alle vom gleichen Typ sind.

Falls sie als Schließungsgrund und den psychischen Stress der Bevölkerung akzeptieren, könnten das dann alle anderen Gemeinden, die ein AKW in ihrer Nähe haben, auch für sich in Anspruch nehmen.

Wie sie sich auch drehen und wenden, sie können dieses Werk nicht schließen, aber sie müssen.

Und so ist auch der finanzielle Rückhalt der Atomindustrie mittlerweile recht zerbrechlich. Die Banken finanzieren nicht gerne unsichere Sachen, und im Moment sieht's aus, als sei die Atomenergie ein ziemlich unsicheres Geschäft: Wenn ein so «unbedeutender Vorfall», wie sie den Unfall jetzt nennen, einen perfekten Reaktor stilllegen kann und das so leicht passieren kann, dann ist es schwer, dafür noch Geld zu bekommen.

Von allen Reaktoren, um deren Schließung gekämpft wird, ist TMI derjenige, der der Atomindustrie den entscheidenden Schlag versetzen kann, TMI ist vielleicht der wichtigste Reaktor der Welt.

Sollten sie es aber schaffen, Block I wieder in Betrieb zu nehmen, kommt die ganze Atomindustrie wieder auf die Füße.

Wie es weiterging...

(Fortsetzung der Chronik nach diesen Gesprächen)

Am 31. Oktober 1979 gibt die Presidents Commission die Ergebnisse ihrer Untersuchung bekannt: Die Ausbildung des Personals und die Qualität der Installationen habe ein abenteuerlich niedriges Niveau, entspreche aber zum größten Teil den Anforderungen der Atomkontrollbehörde (NRC). Die NRC selbst zeichne sich durch Stümperhaftigkeit und mangelnden Realitätssinn aus, sie müsse sofort neu organisiert werden. Außerdem fordert die Presidents Commission, daß keine Atomkraftwerke mehr in die Nähe von Ballungsgebieten gebaut werden.

Die Presidents Commission schätzt den Schaden, den Met Ed durch den Unfall erlitten hat, auf 1 bis 1,86 Milliarden Dollar; Met Ed fordert, daß die Kosten der Säuberungsarbeit im Reaktor als Forschungsprojekt vom Staat übernommen werden.

Im Januar 1980 gibt das Gesundheitsministerium die Statistik über die Kindersterblichkeit bekannt. Der Radiologe Ernest Sternglas zieht aus diesen Zahlen den Schluß, daß offenbar bereits 430 Kinder an den Folgen des Unfalls gestorben sind.

19. April 1980 wieder ein Unfall im Block I: ein Leck bleibt siebzehn Stunden unentdeckt; radioaktives Kryptongas strömt aus.

19. April 1980 Eine Untersuchung stellt bei 10 bis 20 Prozent der Bevölkerung um TMI eine Zunahme der Stress-Symptome fest.

3. Juni 1980 Die Atomkontrollbehörde (NRC) gibt den Betreibern von TMI die Erlaubnis, das radioaktive Kryptongas abzulassen. Begründung: die gesundheitlichen Folgen für die Bevölkerung seien »vernachlässigbar« und »Fachleute befürchten, daß die stark korrosiven Gase und Dämpfe im nach wie vor rund 200 Grad Celsius heißen Innern des Reaktors zu einem weiteren Versagen von Ventilen und Armaturen und einer

katastrophalen Freisetzung von Radioaktivität führen können« (Frankfurter Rundschau, 4. Juni 1980).

Kernschmelze . . . ?

Frankfurter Rundschau, 15. August 1979:

»Bonn 14. August. Erstmals gibt es in der Bundesrepublik eine wissenschaftliche Untersuchung über die Gefahren der Kerntechnologie. Bundesforschungsminister Hauff (SPD) legte am Dienstag in Bonn die »Deutsche Risikostudie« vor. Nach den darin angestellten Berechnungen ist die Gefahr eines Reaktorunglücks, bei dem Menschen ums Leben kommen, äußerst gering... Als größten Schaden bei einem Kernkraftwerksunfall errechnet die Studie 10.4000 Tote aus Spätschäden im Verlauf von dreißig Jahren. Einen solchen Unfall gebe es einmal in zwei Milliarden Betriebsjahren. Der größte Frühschaden sofort nach dem Unfall werde 14.500 Menschenleben kosten.«

Nach diesen Schätzungen sollte der Unfall auf Three Mile Island auch nur alle 10.000 Jahre stattfinden! Wie unseriös die Studie ist, läßt sich an vielen Punkten nachweisen (siehe »Stellungnahme zur Deutschen Risikostudie« vom Bremer Arbeits- und Umweltschutzzentrum); für mich wird es an einem Punkt besonders deutlich: die Zahl der Opfer wird auch hier danach berechnet, was für einen 70 kg schweren Mann tödlich sein wird - als gäbe es keine Frauen, Kinder und Embryonen, deren Widerstandskraft bis zu hundertmal geringer ist. So aber konnte man - wenigstens in der Statistik - eine Million zusätzlicher Opfer unterschlagen.

Auch war dies keineswegs die erste Studie dieser Art; bereits 1976 hatte im Auftrag des Bundesinnenministeriums das Institut für Reaktorsicherheit die bei einem Reaktorunfall zu erwartenden Folgen ausgerechnet. Diese Studie aber blieb geheim, und man gab schnell eine neue in Auftrag, deren Zahlen wesentlich freundlicher ausfielen.

Der geheimen Studie kann man entnehmen, daß nach einer Kernschmelze eine gewaltige radioaktive Wolke über das Land ziehen wird, die noch in 100 Kilometern Entfernung vom Unfallort eine für jeden Menschen zehnfach tödliche Wirkung hat. Mit der Zeit und der zurückgelegten Entfernung verdünnt sich die Wolke und verliert ihre Wirkung, ist aber trotzdem bis zu 1.000 Kilometern tödlich. Aus den Zahlen dieser Studie kann man schließen: bei einem Reaktorunglück wie es in Harrisburg drohte, werden je nach Windrichtung in der Bundesrepublik bis zu 30 Millionen Menschen, das heißt die Hälfte der Bundesbürger sterben und das in Windrichtung gelegene Nachbarland bis zur Hälfte ausgerottet. (Vgl.: »Die Auswirkungen schwerer Unfälle« In: Wiederaufbereitungsanlagen und Atomkraftwerke BBU 1978).

Eine Zerstörung im gleichen Ausmaß kann es auch geben, wenn die Kühlflüssigkeit in einem der vielen Brennelemente-Lagerbecken ausfließt; auch da heizen sich die abgebrannten Brennstäbe durch ihre eigene Nachwärme selber auf, die Behälter schmelzen innerhalb von 24 Stunden, dann steigt eine radioaktive Wolke auf von der gleichen Größe und Wirkung wie jene aus einem Reaktor.

Es könnte aber sein, daß die Wolke in den Regen gerät und alle Schadstoffe bereits dort niedergehen und sie keine weiteren Gebiete verseuchen kann; oder daß sie aufs Meer hinaustreibt; es könnte sein, daß die Zahlen auch dieser Studie falsch sind und doch nur einige Hunderttausend oder einige Millionen Menschen sterben. Wichtig scheint mir aber etwas anderes, was all diese Studien ausklammern: was passiert mit dem

Reaktorblock auf demselben Gelände (wie zum Beispiel in Biblis, Philippsburg und Harrisburg), dem Brennelemente-Lagerbecken, was auch auf demselben Gelände liegt? Was geschieht in den Atomkraftwerken, die in der Windrichtung der Wolke liegen und hierzulande kaum hundert Kilometer voneinander entfernt liegen, den anderen Brennelemente-Lagerbecken, den chemischen Fabriken? Auch dort wird die Bedienungsmannschaft sterben, die Wasser- und Elektrizitätsversorgung ausfallen und damit auch die notwendige Kühlung. Es wird eine Kettenreaktion geben von radioaktiven Wolken, die mit wechselnder Windrichtung kreuz und quer über Europa ziehen.

Oder nehmen wir an, diese Kettenreaktion tritt nicht ein: was für ein Leben wird das sein als Überlebende einer Kernschmelze? Auch darüber schweigen sich die Studien der Bundesregierung aus. Wohin mit den 3,9 Millionen verseuchten Menschen, die laut Studie des Bundesforschungsministeriums nach dem Durchziehen der Wolke evakuiert werden sollen? Jeder Verseuchte ist eine Gefahr für die Gesunden. Die 3,9 Millionen wird man internieren müssen. Und jene, die sich vor der offiziellen Evakuierung (für die man 3 Jahre brauchen wird) aus dem verseuchten Gebiet abgesetzt haben, werden, wenn sie die Strahlenkrankheit befällt, entdeckt, denunziert, eingefangen. Jeder, der im Verdacht steht, aus diesem Gebiet zu kommen, wird vielleicht in der Panik sogar gelyncht werden. Die bereits heute in der Bundesrepublik so zahlreichen Sicherheitskräfte werden wir dann tatsächlich brauchen.

Wer wird die 104.000 langsam Sterbenden (Deutsche Riskostudie) pflegen und wohin mit den Millionen leicht Strahlenkranken, die laut Bundesforschungsminister »auf Grund der Fortschritte der ärztlichen Kunst . . . trotz empfangener Dosen von 200 bis 500 rad gerettet werden können«, wenn es in der ganzen Bundesrepublik nicht einmal hundert für die Behandlung von Strahlenkranken geeignete Betten gibt?

Oder nehmen wir an, es passiert tatsächlich nie ein Unfall, weil er wirklich so unwahrscheinlich ist, wie der Forschungsminister schätzen ließ: statt dessen bricht ein Krieg aus: Die Kriege der letzten Jahre wurden in Ländern geführt, die damals noch keine AKW hatten; das ändert sich nun überall.

In einem solchen Fall kann der Gegner fast nicht umhin, das dortige AKW zu zerstören. Denn damit kann er die von der Elektrizität abhängige Rüstungsindustrie beeinträchtigen, und er unterbindet die Produktion von Atombomben aus dem Plutonium des Reaktors. Und als letztes und wichtigstes: er kann - auch wenn er selbst noch keine Atombombe besitzt - das feindliche AKW als solche benutzen.

Dafür reicht es aus, mit einer Handgranate die Rohre des Kühlsystems zu zerstören, sei es in einem Reaktor oder in einem der vielen Brennelemente-Lagerbecken; die nun nicht mehr gekühlte Nachwärme wird dann automatisch innerhalb von Stunden die Katastrophe herbeiführen.

Um als Saboteur in ein AKW zu gelangen, werden einem kaum Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Denn ein AKW braucht wegen der radioaktiven Belastung des Personals ständig wechselnde Putz- und Reparaturmannschaften. Sie werden von anderen Firmen für eine befristete Zeit ausgeliehen; zum Beispiel von Sklavenhändlern, die diese Putzkolonnen aus »Nichtseßhaften«, sprich Pennern, zusammenstellen.

Im Kriegsfall ist die Bundesrepublik so verletzlich, daß wir uns, wenn wir am Leben bleiben wollen, eigentlich sofort ergeben müßten.

Selbst wenn in einem Krieg die Gegner eine radioaktive Verseuchung vermeiden möchten, ist es zweifelhaft, ob ihnen dies gelingen wird, ob all die AKW und Lagerstätten vor den Kriegseinflüssen, zum Beispiel unbeabsichtigter Beschuß, Zusammenbruch der Strom- und Wasserversorgung verschont werden können. Geriete eine solche Anlage außer Kontrolle, würde sich auch der Feind so schnell wie möglich zurückziehen, und mit Sicherheit würde er in den nächsten hundert Jahren nicht wiederkommen.

Trotzdem zahlen wir jährlich 25 Milliarden DM für das, was sich hier Verteidigung nennt. Wegen der Arbeitsplätze, die sonst verloren gingen? Könnte man mit dieser Summe nicht andere, sinnvollere Arbeitsplätze schaffen? Außerdem würden wir nach der Abschaffung der strom- und rohstoffverschlingenden Rüstungsindustrie vermutlich bequem ohne die Kernenergie zurechtkommen.

Ob es nun 30 Millionen Tote oder nur 104.000 sind, von welcher Art des Sterbens ist hier die Rede, wie ist Strahlentod?

Es ist in jedem Fall ein langsamer Tod; die körperlichen Funktionen versagen nach und nach, man verfault bei lebendigem Leib und unter entsprechend entsetzlichen Schmerzen. Die Schriftstellerin Frau Jokoota, selbst eines der Strahlenopfer, schreibt über diese speziellen Symptome in ihrem Buch »Straßen der Leichen«: «Wenige Tage nach dem 20. August begannen die aus Hiroshima hierhin geflüchteten Kriegsoffer jäh zu sterben, einer nach dem anderen, hingestreckt von der Atombombenkrankheit. Gestern hörte ich, daß der Mensch, den ich vor etlichen Tagen beim Arzt sah, schwärzliches Blut zu erbrechen begann. Und heute sagte man mir, das schöne Mädchen, dem ich vor drei Tagen auf der Straße begegnete, erwarte jetzt den Tod - mit aus gefallen Haaren und häßlich purpurnen Flecken auf dem Körper. Auch zu mir kann der Tod jeden Augenblick kommen! Mehrmals am Tag ziehe ich an meinen Kopfharen und zähle die ausgefallenen Haare. Unruhig - wegen der Hautflecken, welche plötzlich auftauchen konnten - prüfe ich immer wieder die Haut meiner Hände und Füße und nochmals - und von neuem . . . «

»Die Kopfhare beginnen auszufallen, unter der Haut tauchen hämorrhagische Flecken auf, die Halsmandeln schwellen an, Zahnfleisch und Mundschleimhaut werden geschädigt und deformiert, schreckliche ruhrähnliche Durchfälle setzen ein und die anfangs scheinbar abheilenden Wunden verschlimmern sich unter deformierender Ausdehnung. Die Patienten fiebern um 40 Grad Celsius, dauerndes Erbrechen, Blutharn und Blutstuhl treten hinzu, und nach sieben bis zehn Tagen sterben sie endlich. Wenn man das Blut solcher Kranken untersucht, stellt man eine offensichtliche Verminderung der Leukozyten fest (weniger als 1000 im mm³), welche bei Gesunden 6000 bis 8000 im mm³ betragen. Hierdurch vermindert sich auch die Widerstandskraft des Körpers gegen Eitererreger: er beginnt lebendig zu verfaulen. Ein derartiger Zustand wird gangrän genannt. Solcher Art werten die Hautwunden ebenso wie die Gaumenmandeln, die Schleimhäute des Magens und des Darms brandig« (Nach Dr. M. Shiocuki, Dr. N. Kusano und Dr. S. Jamamoto, «Wir können nicht schweigen! - japanische Mediziner berichten über die Atombombenkrankheit», Hanns Georg Müller Verlag, München 1958, S. 108.)

Was ich hier an Einwänden aufgezählt habe, ist das, was jedem gewöhnlichen Menschen mit praktischem Verstand zu diesem Problem einfallen kann:

- daß die viel größeren Opfer unter Kindern und Frauen nicht berücksichtigt werden,
- daß es eine katastrophale Kettenreaktion zwischen den AKW und Lagerbecken geben wird,
- wie leicht eine solche Anlage sabotiert werden kann,
- daß sie im Kriegsfall nicht geschützt werden kann
- und daß ein solcher Unfall, auch für die Gesunden, das Ende jedes menschenwürdigen Lebens in diesem Land sein wird, daß die auf dem Papier so leicht durchführbare Evakuierung von 3,9 Millionen Menschen KZ-ähnliche Verhältnisse bedingen werden.

Wie ist es möglich, daß Menschen solche Berechnungen in Auftrag geben und sie auch durchführen, als gäbe es diese Einwände nicht? Ein solcher Auftrag, das bloße

Addieren von Zahlen ohne Berücksichtigung der Probleme ihrer praktischen Anwendung, kann nur von Wissenschaftlern ausgeführt werden, die selbst nicht über den Rand ihres Schreibtisches sehen können.

Nur Männer haben so gut gelernt, sich in ihrer Arbeit von ihren Frauen und Kindern, von allen Lebenszusammenhängen nicht stören zu lassen; dies ist das Resultat.

Weiterführende Literatur

Zusammengestellt von Ullrich Schwarz (Stand 1980)

I. Atomenergie

1. Stephen Croall/Kaianders Sempler: Atomkraft für Anfänger, Reinbek 1979 Eine Einführung in die Probleme der Atomenergie in Comicform - gut geeignet als erster Einstieg.
2. Zum richtigen Verständnis der Kernindustrie. 66 Erwiderungen, Berlin 1975 Ein Klassiker in der bundesdeutschen Atomdiskussion. Im pro- und contra-Stil werden alle wesentlichen Fragen behandelt.
3. Atommüll oder Der Abschied von einem teuren Traum. Reinbek 1977 Die beste kurzgefaßte Analyse der physikalischen Grundlagen der Kerntechnik, der Probleme von Wiederaufarbeitung und Endlagerung und der Möglichkeiten alternativer Energieformen.
4. Robert Jungk: Der Atomstaat. Vom Fortschritt in die Unmenschlichkeit. München 1977, Reinbek 1980 Jungk stellt hier die gefährlichen gesellschaftlichen und politischen Folgen der Anwendung der Atomenergie dar.
5. Der Störfall von Harrisburg. Der offizielle Bericht der von Präsident Carter eingesetzten Kommission über den Reaktorunfall auf Three Mile Island, Düsseldorf 1979

II. Alternativenergien - der sanfte Weg

1. Krause/Bossel/Müller-Reißmann: Energie-Wende. Wachstum und Wohlstand ohne Erdöl und Uran. Frankfurt a. M. 1980 Die erste umfassende Darstellung, wie der Energiebedarf der Bundesrepublik ohne den Einsatz von Atomenergie gedeckt werden kann - vorgelegt vom Freiburger Öko-Institut.
2. Technologie und Politik 13: Alternativenergie konkret. Reinbek 1979 Diese Nummer der Zeitschrift Technologie und Politik enthält grundlegende Beiträge für eine Energiepolitik ohne Atom.
3. Amory Lovins: Sanfte Energie, Das Programm für die energie und industriepolitische Umrüstung unserer Gesellschaft. Reinbek 1978

Das Grundlagenwerk in der internationalen Energiediskussion. Lovins begründet, warum wir von hartem Weg (Atom) auf den sanften Weg (Sonne) umschwenken müssen und daß wir es auch können. Keine ganz leichte Kost.

III. Politische Ökologie und Umweltschutz

1. Holger Strohm: Politische Ökologie. Arbeitsmaterialien und Lernmodelle für Unterricht und Aktion. Reinbek 1979

Ein umfassender Überblick über alle wesentlichen Bereiche der Ökologie und der Umweltdiskussion - klar und verständlich geschrieben, aktuell und politisch bewußt. Eignet sich gut für Unterrichtszwecke.

2. Frederic Vester: Das Überlebensprogramm. Frankfurt a. M. 1975

Luft, Boden, Wasser, Nahrung usw.: wissenschaftlich fundiert und systematisch gegliedert analysiert Vester Ursachen und Wirkungen der Umweltverschmutzung und skizziert Auswege und Alternativen. Unverzichtbar.

3. Tutorium Umweltschutz/IFEU Heidelberg: Die Zukunft unserer Kinder? Heidelberg 1980

Diese Studie über Gefährdung der Kinder durch Umweltgifte ist über das Institut für Energie und Umweltforschung, Im Sand 5, 6900 Heidelberg zu beziehen.

IV. Wachstumskritik/Technikkritik

1. D. Meadows u. a.: Die Grenzen des Wachstums. Bericht des Club of Rome. Stuttgart 1972, Reinbek 1973

Mit diesem Buch fing die Wachstumsdebatte an.

2. Otto Ullrich: Weltniveau. In der Sackgasse des Industriesystems. Berlin 1979 Das Buch, in dem alle wesentlichen Argumente der aktuellen Wachstumskritik knapp und zugänglich zusammengefaßt sind.

3. Robert Jungk: Der Jahrtausendmensch. Bericht aus den Werkstätten der neuen Gesellschaft. München/Gütersloh 1973, Reinbek 1976

Leicht verständliche Einführung in den Bereich »sanfte Technik« .

4. E. F. Schumacher: Die Rückkehr zum menschlichen Maß. Reinbek 1977

Klein ist schön, lautet die Leitidee dieses Buches - eine Bibel der Kritik der Großtechnik.

5. Klaus Traube: Müssen wir umschalten? Von den politischen Grenzen der Technik. Reinbek 1978

Traube zeigt, daß die Debatte um die Atomkraftwerke in eine politische Kritik der Großtechnik überhaupt übergehen muss.

6. Ivan Illich: Selbstbegrenzung. Eine politische Kritik der Technik. Reinbek 1975
Neben Schumacher gehört Illich zu den Klassikern unter den Kritikern des Industriesystems. Gegen die Enteignung durch Technik entwirft er das Programm einer »konvivialen« Technik
7. Andre Gorz: Ökologie und Politik. Reinbek 1977
8. Andre Gorz: Ökologie und Freiheit. Reinbek 1980
Wachstums- und Technikkritik aus sozialistischer Sicht: Gorz verbindet Marx und Illich. Ein grundlegender Beitrag zur ökologischen Gesellschaftskritik.

V. Bürgerinitiativbewegung/Bürgerprotest

1. Hans-Helmut Wüstenhagen: Bürger gegen Kernkraftwerke. Wyhl der Anfang? Reinbek 1975
2. Nina Gladitz: Lieber heute aktiv als morgen radioaktiv. Wyhl: Bauern erzählen. Berlin 1976
3. Carl Amery/ P. C. Mayer-Tasch/ Klaus M. Meyer-Abich: Energiepolitik ohne Basis. Vom bürgerlichen Ungehorsam zu einer neuen Energiepolitik. Frankfurt 1978
4. Hartmut Bossel: Bürgerinitiativen entwerfen die Zukunft. Neue Leitbilder. Neue Werte. 30 Szenarien. Frankfurt 1978
5. Kursbuch 50: Bürgerinitiativen/Bürgerprotest, eine neue Vierte Gewalt? Berlin 1978
6. 6. Briefe aus einer belagerten Provinz. Zusammengestellt von Karl F.Kassel und Inge Mombaur unter Mitarbeit von Ilona Wagner. Zweitausendeins, Frankfurt 1979

Wüstenhagen beschrieb als erster das Phänomen Bürgerprotest. Viele Flugblätter aus Wyhl und Makolsheim. Hartmut Bossel entwirft in 30 Szenarien ein Bürgerinitiativ-Bild unserer Zukunft. Das Buch von Nina Gladitz ist während und nach der Arbeit an ihrem gleichnamigen Film entstanden. P. C. Mayer-Tasch beschreibt recht trocken-akademisch die Bewegung (wie auch in »Die Bürgerinitiativbewegung. Der aktive Bürger als rechts- und politikwissenschaftliches Problem«. Das Kursbuch enthält neben einer Reihe interessanter Artikel eine gute kommentierte Bibliographie zum Thema. Die Betroffenheit der Bürger kommt am bewegendsten in »Briefe aus einer belagerten Provinz« zum Ausdruck. Die hier gesammelten Leserbriefe und Beiträge erschienen zwischen 1976 und 1979 in der Elbe-Jeetzel-Zeitung im Landkreis Lüchow-Dannenberg.